

Von Mac P. Lorne sind bereits folgende Titel erschienen:

Der Pirat

Der Herr der Bogenschützen

Die Pranken des Löwen

Über den Autor:

Mac P. Lorne wurde 1957 geboren. Aufgewachsen in der DDR, studierte er aus politischen Gründen statt Geschichte und Literatur dann doch lieber Veterinärmedizin und später Pferdezucht und -sport. Im Frühjahr 1988 gelang ihm die Flucht in die Bundesrepublik.

Gemeinsam mit seiner Ehefrau und Tochter baute er einen Reit- und Zuchtbetrieb in Bayern auf, aus dem sich auch Olympiareiter ihren Nachwuchs sicherten.

Heute lebt er zu Füßen einer mittelalterlichen Burg in einem der größten Waldgebiete Europas.

Er ist Co-Autor mehrerer Fach- und Sachbücher aus den Gebieten Veterinärmedizin und Pferdezucht und hat zahlreiche Artikel zur Berufsausbildung, Reitlehre etc. verfasst, die große Beachtung fanden. 2011 erschien sein erster historischer Roman, der den Auftakt einer Reihe um Robin Hood bildete, zu der »Die Pranken des Löwen«, »Das Herz des Löwen«, »Das Blut des Löwen« und »Das Banner des Löwen« gehören.

Englische Geschichte ist die große Leidenschaft des Autors.

MAC P. LORNE

DAS
HERZ
DES LÖWEN

EIN ROBIN-HOOD-ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2018

Knaur Taschenbuch

© 2018 Mac P. Lorne

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Karten und Wappen: Computerkartographie Carrle

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic®, München

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52145-8

INHALT

Personenregister	11
PROLOG	
Aquitanien, April 1199	15
1. KAPITEL	
Sherwood Forest, Sommer 1189	19
2. KAPITEL	
Nottingham, August 1189	75
3. KAPITEL	
London, September 1189	103
4. KAPITEL	
Frankreich / Italien, Juli bis September 1190	139
5. KAPITEL	
Sizilien, Oktober 1190 bis April 1191	167
6. KAPITEL	
Zypern, April bis Juni 1191	213
7. KAPITEL	
Akkon, Juni bis August 1191	239
8. KAPITEL	
Arsuf / Jerusalem, August bis November 1191	311

9. KAPITEL	
Masyaf/Jaffa, Dezember 1191 bis Oktober 1192	355
10. KAPITEL	
Nottingham/Huntingdon, März 1193	426
11. KAPITEL	
London/Sherwood, April bis November 1193	503
12. KAPITEL	
Deutsches Reich, Winter 1194	570
13. KAPITEL	
Nottingham, Frühjahr 1194	604
EPILOG	
Aquitanien, April 1199	634
Anmerkungen des Autors	645
Zeittafel	649
Glossar	652
Bibliografie	654

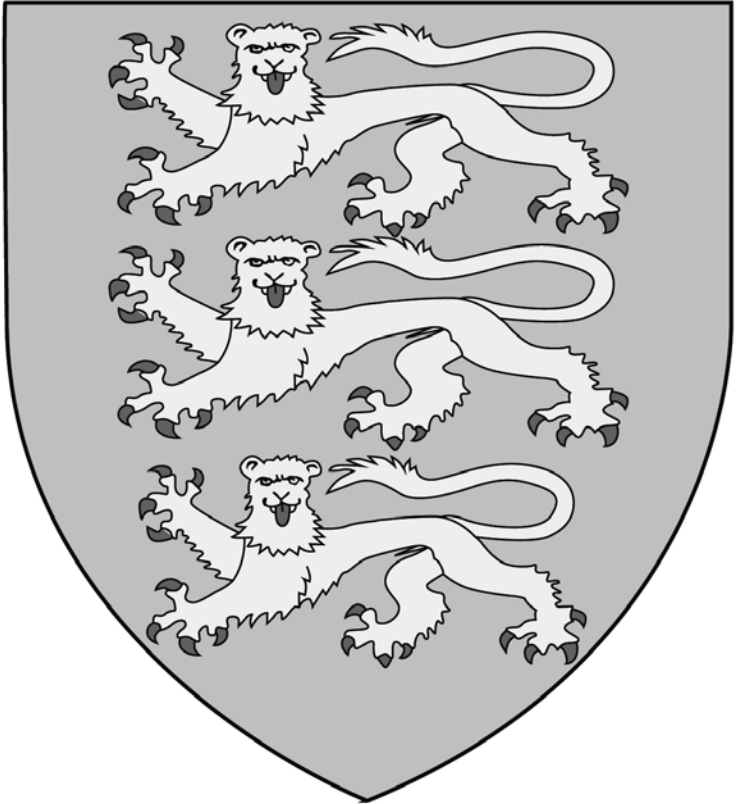
*Für Inga und Jette,
die beiden wichtigsten Frauen in meinem Leben*



England/Frankreich um 1190



Zypern und das Heilige Land um 1192



PERSONENREGISTER

(historische Personen sind mit einem * gekennzeichnet)

DIE PLANTAGENETS

Richard I. Plantagenet*, genannt »Richard Löwenherz« – geb. 08.09.1157 in Oxford, gest. 06.04.1199 vor Chalus, von 1189 bis 1199 König von England

Berengaria von Navarra* – seine Frau, geb. ca. 1167 in Pamplona, gest. 1230 in Le Mans

Eleonore von Aquitanien* – seine Mutter, geb. 1122 in Poitiers, gest. 01.04.1204 im Kloster Fontevrault

John Plantagenet*, genannt »Johann ohne Land« – sein Bruder, geb. 24.12.1167 in Oxford, gest. 19.10.1216 auf Newark Castle, von 1199 bis 1216 König von England

Joan Plantagenet* – seine Schwester, geb. Oktober 1165 in Angers, gest. 04.09.1199 im Kloster Fontevrault

DIE ENGLÄNDER

Robert Fitzooth, auch Robert von Loxley, später Robin Hood – geb. 1160 in Loxley, gest. 1247 in Kirklees Priory

Marian Leaford – seine Frau, geb. 1165 in Fenwick, gest. 1243 in der Gascogne

Richard Leaford – ihr Vater, geb. 1132 in Lincoln, gest. 1192 in Fenwick

Ralf (Robert) de Lacy* – Sheriff von Nottingham, geb. 1144 in Pontefract, gest. 1194 in Nottingham

Little John, Will Scarlett, Much Millerson, Gilbert Whitehand, Alan a Dale – Gefährten von Robin Hood

William Marshal* – Earl von Pembroke, Mitglied des Kronrates, Regent von England, geb. 1144, gest. 1219

Baudouin de Bethune* – Ritter und Freund von Richard I. (eigentlich Franzose), geb. ?, gest. 1212

Wilhelm Longchamp* – Kanzler des Angevinischen Reiches

Hubert Walter* – Vertrauter Richard I., Erzbischof von Canterbury

Ranulph de Blondeville* – 4. Earl von Chester, geb. 1172, gest. 1232

DIE FRANZOSEN

Philipp II.* – seit 1188 König von Frankreich, ehemaliger Freund, später Feind Richards I., geb. 1165, gest. 1223

Hugo von Burgund* – sein Feldherr im Heiligen Land, geb. 1148, gest. August 1192 in Tyros

Philipp von Dreux* – Bischof von Beauvais, Cousin König Philipps,
geb. 1158, gest. 1217

DIE SARAZENEN

Salah ad-Din Yusuf bin Ayyub*, genannt Saladin – Sultan von Syrien
und Ägypten, geb. 1137 in Tikrit, gest. 1193 in Damaskus

al-Adil* – sein Bruder, Unterhändler für Saladin, geb. 1145, gest. 1218

al-Afdal* – sein Sohn, geb. 1169, gest. 1225

az-Zahir Ghazi* – sein Sohn, geb. 1171, gest. 1216

al-Aziz Utman* – sein Sohn, geb. 1171, gest. 1198

Raschid ad-Din Sinan*, genannt der Alte vom Berge – Anführer der
Assassinen und Ismailiten in Syrien, geb. ca. 1133, gest. 1192

DIE DEUTSCHEN

Heinrich VI.* – von 1191 bis 1197 deutscher Kaiser, geb. 1165 in Nim-
wegen, gest. 28. 09. 1197 in Messina

Leopold V.* – von 1177 bis 1194 Herzog von Österreich, geb. 1157,
gest. 31. 12. 1194 in Graz

Adolf I. von Altena* – von 1193 bis 1205 Erzbischof von Köln, geb.
um 1157, gest. 15. 04. 1220 in Neuss



PROLOG

AQUITANIEN, APRIL 1199

Scheinbar unendlich hoch wölbte sich die riesige Abteikirche von Fontevrault über den wenigen Menschen, die sich in ihr fast verloren.

Nahе dem Haupttor hatte ein Trupp Soldaten unter dem Befehl des Söldnerhauptmanns Mercadier Aufstellung genommen.

In der Mitte des Hauptschiffes stand eine Frau in eher schlichter Kleidung, sehr aufrecht und gerade, trotz ihres hohen Alters. Eleonore, Herzogin von Aquitanien, ehemalige Königin von Frankreich und England, Mutter von zehn Kindern, davon zwei Königen, war immerhin siebenundsiebzig Jahre alt, was man ihr aber weiß Gott nicht ansah. Selbst mehr als fünfzehn Jahre Haft in zugigen Burgen hatten ihr kaum etwas anhaben können. Noch jetzt konnte jeder erkennen, was für eine überaus schöne Frau sie in ihrer Jugend gewesen war.

Das Leben hatte natürlich seine Spuren hinterlassen, doch nach außen hin ließ sie sich wie schon so oft nicht im Geringsten anmerken, was in ihrem Inneren vorging. Nur wer sie genau kannte, sah, wie wachsbleich und angegriffen sie war.

Ein paar Schritte vor ihr stand ein Mann mittleren Alters in leichter Rüstung mit gesenktem Kopf, schwer auf sein Schwert gestützt. Er glaubte nicht, dass er sich sonst hätte überhaupt aufrecht halten können.

Ein Lehnsmann war zu seinem König gekommen – doch sein König war tot.

Robert von Loxley, Earl von Huntingdon, früher auch Robin Hood genannt, stand vor dem aufgebahrten Leichnam Richards I., König von England, der Welt als Löwenherz bekannt. Bald würde er zu Füßen seines Vaters, den er zu Lebzeiten mit Inbrunst bekämpft

hatte, in dem Sarkophag ruhen, an dem bis vor Kurzem die Steinmetze noch gearbeitet hatten. Auf dem Deckel des steinernen Sarges war seine Gestalt in Lebensgröße nachgebildet worden. Ein Schwert hatten sie auf seine Brust gelegt, Zeichen des immerwährenden Kampfes, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet hatte.

Robin hatte einmal gegen und dann unzählige Male mit und für Richard gekämpft. Der König hatte ihm die Ehe mit seiner geliebten Marian ermöglicht, ihn zum Ritter geschlagen und zum Earl von Huntingdon und Mitglied des Kronrates ernannt, ihn, den Sohn eines Freisassen aus dem winzigen Loxley und ehemaligen Geächteten!

Oft waren sie aneinandergeraten und vor fünf Jahren nicht gerade in Eintracht voneinander geschieden, aber als der sterbende König nach ihm rief, gab es für Robin kein Halten.

Doch der Weg für einen Boten von der Loire nach Huntingdon war kein kurzer und leichter, und so konnte er nur noch um seinen toten Kampfgefährten trauern.

In vielen Schlachten war Robert von Loxley Richards linker Schildarm gewesen – einen rechten hatte Löwenherz nie gebraucht –, und nun war der König so sinnlos gestorben.

Eine unbedeutende Belagerung, Richards typische Sorglosigkeit, ein fast kraftloser Armbrustbolzen, der gerade noch die ungeschützte Halsbeuge traf, und einsetzender Wundbrand hatten ihn das Leben gekostet.

Jetzt lag der König da, einbalsamiert, das Herz entnommen und in die Kathedrale von Rouen gesandt, und sah so gelassen aus, als hätte er endlich Ruhe und Frieden gefunden.

In einer letzten, großherzigen Geste hatte er dem Schützen Pierre Basile vergeben und ihn zum Ritter geschlagen, was aber Mercadier nach Richards Tod nicht daran hinderte, den Mann lebendig zu häuten. Robin hatte den Söldnerführer noch nie gemocht!

Es war völlig still in der großen Kirche, und nur so konnte der Ritter die leisen Worte von Richards Mutter hören, die hier ihren Lieblingssohn begraben musste:

»Wärt Ihr an seiner Seite gewesen, Robin, dann wäre das nicht geschehen.«

Es war kein Vorwurf in ihrer Stimme zu hören, es war eine reine Feststellung. Doch Robin wusste, sie hatte recht. Nie würde er die Schuld loswerden, die auf seinen Schultern lastete und ihn schier zu erdrücken schien.

Auf ihn hatte der König gehört, ihm hatte er vertraut, da sein Mut, seine Tapferkeit und seine Treue von ihm nie infrage gestellt worden waren. Er hatte den Jähzorn und die gelegentlichen Wutausbrüche Richards als Einziger in dessen Umgebung einfach ignoriert, was diesen zwar meist zuerst noch mehr aufbrachte, ihn dann aber auch schnell wieder versöhnlich stimmte.

Denn nachtragend war sein Lehnsherr nie gewesen, und dass er sich auf Robin wie auf keinen Zweiten jederzeit verlassen konnte, das wusste er genau.

Hätte er sich nicht geweigert, Richard nach dem Kreuzzug auch noch auf seinen Kriegen in Frankreich zu begleiten, würde der König heute sicher noch leben. Denn nie, niemals hätte er es zugelassen, dass sich Löwenherz allein und ohne Rüstung der Festung Chalus näherte, von wo ihn dann der tödliche Schuss getroffen hatte.

Ob auf Zypern, vor Akkon oder in Wien, der Leichtsinn Richards war sprichwörtlich. Er brauchte dringend jemanden an seiner Seite, der ihn vor sich selbst schützte.

Vor zehn Jahren hatte Robin diese Aufgabe auf Drängen Eleonores übernommen, aber nach Frankreich war er seinem König nicht gefolgt.

Er, Robert von Loxley, war Engländer mit jeder Faser seines Herzens und hatte gehofft, dass Richard wie sein Vater Henry wenigstens einen Teil seines Lebens auf der Insel verbringen würde. Doch mehr als sechs Monate in zehn Jahren Herrschaft waren es letztlich nicht geworden.

Und dabei hatte alles so verheißungsvoll angefangen, in jenem heißen Sommer anno 1189 im Wald von Sherwood ...



1. KAPITEL

SHERWOOD FOREST, SOMMER 1189

Der Wald von Sherwood wölbte sich wie eine gewaltige Kathedrale nach oben zum Himmel. Die Bäume ließen nur wenige Sonnenstrahlen durch ihre Blätter, die goldene Kringel in Unterholz, Gras und Farn zauberten. Trotzdem spürte Robin die Hitze des Augusttages fast wie einen körperlichen Schmerz unter seinem grünen Wams, als er dem Ruf des Jagdhorns folgend durch den Forest eilte.

Er hatte die Mittagszeit bei Marian und ihrem Vater verbracht, deren Rittergut direkt an den Sherwood grenzte, und nach einem recht üppigen Mahl noch etwas Ruhe in den Armen seiner vor Gott, wenn auch nicht vor der Kirche und dem Gesetz, angetrauten Frau genossen.

Dann schallte der dumpfe Ton aus Little Johns Jagdhorn durch die Stille, und für alle Waldmänner gab es in diesem Fall nur eins, sofort dem Ruf zu folgen.

Fast hätte Robin den Ritter übersehen, der wie eine Statue völlig unbeweglich auf seinem Pferd mitten auf dem Weg nach Nottingham stand, voll gerüstet in Kettenhemd, Brustpanzer, Helm und mit Schild, Schwert und Lanze bewaffnet. Hätte das gewaltige Schlachtross nicht warnend geschnaubt, wäre der in Gedanken noch bei Marian weilende Robin wahrscheinlich mit dieser riesigen, eisernen Gestalt zusammengestoßen.

Doch das Leben im Wald hatte über die Jahre alle seine Sinne geschärft. Blitzschnell legte Robin Hood einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens und donnerte dem Ritter ein »Halt« entgegen, was irgendwie unpassend war, da dieser ja sowieso stand.

»Was wollt Ihr denn mit dem Stecken und dem Stäbchen ausrichten?«, fragte der Ritter eher amüsiert und etwas überrascht, wobei seine Stimme durch das Helmvisier dumpf und grummelnd klang.

»Ihr seid in unserem Wald und auf unserem Weg, und jeder, der hier durchkommt, zahlt uns ein Wegegeld«, kam prompt die Antwort, die den eisernen Mann etwas verblüffte.

»Ich war bis jetzt der Meinung, das ist der Wald des Königs, und des Königs Wege sind in England frei«, gab er zurück.

»Mag schon sein, dass das woanders so ist«, konterte Robin. »Aber erstens ist der König tot, und zweitens müssen wir das Unheil, das er mit seinen ewigen Kriegen angerichtet hat, ja irgendwie ausgleichen. Deshalb nehmen wir von denen, die es haben, und geben es denen, die es brauchen. Wenn Ihr hier durchwollt, kostet es Euch eine Silbermark – und wenn nicht, dann auch.«

Dem Ritter, den die Situation anfangs eher belustigt hatte, wurde es langsam zu bunt.

»Gib den Weg frei, Bürschchen, sonst nagle ich dich an den nächsten Baum«, knurrte er und legte die Lanze ein.

Plötzlich spürte er einen harten Schlag gegen seinen Schild. Als er heruntersah, steckte in dem dicken Eichenholz ein Pfeil. Und zu seiner größten Überraschung schaute dessen Spitze auf der Innenseite des Schildes nur wenig über seinem linken Arm heraus.

Er, der in unzähligen Gefechten unbesiegt geblieben war und als Meister der Kriegskunst galt, hatte noch nie eine Waffe mit einer derartigen Durchschlagskraft erlebt.

Als er aufblickte, schien sich an der Situation von eben nichts geändert zu haben. Der Mann im grünen Wams stand mit gespanntem Bogen scheinbar unbewegt vor ihm.

»Der nächste Pfeil geht in den Schildarm. Und wenn das nicht reicht, der dritte durch den Helm. Übrigens, ich habe es mir überlegt: zwei Silbermark sind wohl angemessener für so einen hohen Herrn«, hörte er die Gestalt vor sich sagen.

Das war ein stolzer Preis. Für drei Silbermark bekam man schon ein gutes Pferd.

Der Ritter war nicht gerade mit dem ausgeglichsten Temperament versehen. Wutschnaubend senkte er die Lanze, gab seinem Hengst die Sporen und jagte auf Robin Hood zu.

»Verdammt sollt Ihr sein für das, was ich jetzt tun muss!«, knurrte Robin und ließ den Pfeil von der Sehne, allerdings nur mit einem Bruchteil der Zugkraft, die er beim ersten Schuss aufgewendet hatte. Das Geschoss traf das heranstürmende Schlachtross genau zwischen Brustbein und Schulterblatt in den starken Halsmuskel. Wie von einem gewaltigen Hammer getroffen, knickte der Hengst abrupt in der Vorhand ein. Der Ritter wurde wie ein Stein vom Katakult aus dem Sattel geschleudert und landete unsanft auf dem zum Glück recht weichen Waldboden im Moos.

Robin eilte an ihm vorbei zu dem Pferd, das sich wütend schnaubend wieder aufgerappelt hatte.

»Ist schon gut, mein Großer!«, sprach er beruhigend auf den Hengst ein, griff nach den Zügeln und klopfte dem verletzten Pferd begütigend den Hals. Eigentlich hatte das Streitross steigen wollen, überlegte es sich nun aber doch anders und schaute nur mit rollenden Augen auf den Fremden herab.

Robin zögerte nicht lange. Er sah, dass der Pfeil dort steckte, wohin er gezielt hatte, und nicht sehr tief ins Fleisch eingedrungen war. Er packte den Schaft fest mit der Rechten, und mit einem schnellen Ruck zog er das widerhakenlose Geschoss heraus. Es beruhigte ihn zu sehen, dass die Wunde nur wenig blutete und er offenbar kein größeres Blutgefäß verletzt hatte.

Das alles war dem Hengst nun aber doch zu viel. Wütend stieg er kerzengerade empor, riss seinem Peiniger die Zügel aus der Hand, machte auf der Hinterhand kehrt und galoppierte den Weg, auf dem er gekommen war, zurück. Sollten die Menschen doch sehen, wie sie allein fertig würden!

Robin blickte dem Streitross noch kopfschüttelnd hinterher, da hörte er hinter sich ein Zischen und spürte einen Windhauch. Ohne lange zu überlegen, ließ er sich fallen und rollte über die rechte Schulter ab.

Der Ritter war nach seinem Sturz wieder auf die Beine gekommen, was ihm in der schweren Rüstung nicht ganz leichtgefallen war, hatte sein Schwert gezogen und mit einem gewaltigen Hieb ver-

sucht, seinen Gegner zu erschlagen. Dass er dabei aber nur die würzige Luft des Sherwood zerteilte, machte ihn umso wütender, wenn das überhaupt noch möglich war.

Blitzschnell war Robin wieder auf den Füßen, kam hinter seinem Gegner zu stehen und zog sein eigenes Schwert. Den Ritter hatte die Wucht des Hiebes, ohne auf Widerstand zu treffen, nach vorn gezogen. Robin schlug mit der flachen Klinge, aber mit aller Kraft auf das ihm ungeschützt dargebotene Hinterteil, und sein Gegner ging das zweite Mal in Folge zu Boden.

»Das war dafür, dass ich Euer Pferd verletzen musste!«, brüllte er den Mann zu seinen Füßen an. »Wer so ein edles Tier einer sinnlosen Gefahr aussetzt, hat es gar nicht verdient!«

Jetzt war der Ritter wirklich verblüfft. Der Fremde nahm ihm nicht übel, dass er ihn hatte töten wollen. Stattdessen beschimpfte er ihn, weil er sein Pferd einer Verletzung ausgesetzt hatte. Aber sei es, wie es sei, das hier musste ein Ende haben. Diese Demütigung ertrug er nicht länger. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung sprang er regelrecht auf die Beine und fuhr mit erhobenem Schwert herum. Aber da war niemand, und ehe er sich versah, spürte er schon wieder einen Hieb auf seinem Allerwertesten, der ihn in die Knie zwang.

»Seid froh, dass ich bester Laune bin und das Wetter einfach zu schön zum Töten ist«, hörte er den Fremden hinter sich sagen. »Das wäre jetzt genau die richtige Stellung, um Euch den Kopf vor die Füße zu legen.«

Ruhig bleiben, Richard, sagte der Ritter innerlich zu sich selbst. Du wirst dich doch hier nicht im Wald von einem Wegelagerer umbringen lassen.

Da er nicht den Eindruck hatte, dass ihn der Grüngewandete von hinten erschlagen würde, ließ er sich diesmal mit dem Aufstehen etwas mehr Zeit. Er zog den Arm aus den Schildschlaufen und nahm den Helm ab. Dann erhob er sich langsam und drehte sich um.

Robin sah erst jetzt, mit was für einem Hünen er es zu tun hatte.

Mein Gott!, dachte er. Noch ein paar Finger breit mehr, und er ist so groß wie Little John.

Ungern erinnerte er sich an sein erstes Zusammentreffen mit dem ehemaligen Anführer der Geächteten, seinem jetzigen Freund, und die Tracht Prügel, die er dabei bezogen hatte. Das durfte sich hier und mit Schwertern nicht wiederholen. Die beiden Männer standen sich in gebührendem Abstand gegenüber, wachsam und kampfbereit.

»Wer seid Ihr?«, fragte der Ritter mit befehlsgewohnter Stimme, und seine blaugrauen Augen blitzten.

»Robert von Loxley, wenn es genehm ist. Man nennt mich hier im Wald aber auch Robin Hood«, gab sein Gegner zur Antwort.

»Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Ich bin Richard von Oxford und befinde mich auf dem Weg zur Krönung des neuen Königs.«

»So ganz allein unterwegs, ohne Knappen und Gefolge?«

»Meine Gefährten warten vor dem Wald. Ich wollte mich selbst einmal davon überzeugen, ob der Sherwood wirklich so gefährlich ist, wie man sich allerorten erzählt.«

Aha, dachte Robin. Das war es, was Johns Jagdhorn hatte verkünden wollen. Reiche Beute vor den Toren des Forest. Laut fragte er: »Und wie soll das jetzt hier weitergehen? Zahlt Ihr Euren Wegezoll, oder muss ich Euch weiter den Hintern versohlen?«

»Ich glaube kaum, dass Euch das noch einmal gelingt. Eher hacke ich Euch in Stücke«, knurrte der Ritter mit vor Wut rot angelaufenem Gesicht und führte schon den ersten Hieb gegen Robin. Doch der war auf der Hut, und wenn der Gepanzerte ohne Schild und Helm auch etwas beweglicher war, so fiel es ihm nicht schwer, dem Schwert des Ritters mit Leichtigkeit auszuweichen. Dieser spürte allerdings nach dem wieder ins Leere gegangenen Streich einen stechenden Schmerz in der rechten Achselhöhle, der es ihm schwarz vor den Augen werden ließ.

»Halt!«, rief Robin, der erkannt hatte, was mit seinem Gegner geschehen war. »Ich kämpfe nicht gegen einen Verwundeten. Ihr blutet ja wie ein abgestochenes Schwein.«

Der Ritter merkte jetzt auch, wie ihm das Blut an der rechten Seite und am Arm herunterlief. Irgendwie musste er sich bei dem

Sturz verletzt haben, und das konnte er nun im Moment wahrlich gar nicht brauchen.

»Wenn Ihr mir versichert, mich nicht gleich wieder umbringen zu wollen, sehe ich mir Eure Verletzung einmal an. Ich gebe Euch mein Wort, Euch währenddessen nichts zu tun«, versprach Robin.

»Das soll ich einem Wegelagerer glauben?«, fragte der Ritter skeptisch.

»Darf ich Euch daran erinnern, dass Ihr es wart, der mich zweimal töten wollte, obwohl ich die besseren Gelegenheiten dafür hatte.« Robin steckte sein Schwert vor sich in den Boden, blieb aber wachsam.

Richard von Oxford war das nicht ganz geheuer, aber auch er ließ sein Schwert fallen und spürte dabei wieder einen stechenden Schmerz in der rechten Seite.

»Lasst mal sehen«, meinte Robin und trat heran.

Der Ritter hob vorsichtig und mit zusammengebissenen Zähnen den rechten Arm.

»Oha«, knurrte Robin. »Das sieht aber gar nicht gut aus. Ihr habt Euch bei Eurem Sturz wohl das abgebrochene Lanzenende in die Achselhöhle gerammt. Ein großer Splitter ist durch das Kettenhemd gedrungen und steckt noch im Fleisch. Den bekomme ich hier nicht herausgezogen.«

»Bei Gottes Beinen!«, fluchte der Ritter. »Das hat mir gerade noch gefehlt. Wenn ich Euch die zwei Silbermark gebe, bewahrt Ihr dann Stillschweigen und bringt mich zu meinen Begleitern zurück? Dann will ich den Überfall für dieses Mal vergessen.«

»Das braucht Ihr nicht, denn es ist bekannt, dass jeder, der durch den Sherwood will, uns Wegezoll zu entrichten hat. Wir können unseren kleinen Streit auch gern zu Ende austragen, wenn Eure Verletzung ausgeheilt ist.«

Richtige Lust hatte Robin darauf allerdings nicht. Der Ritter war fast einen Kopf größer als er und sicherlich ein erfahrener Kämpfer.

»Was sagt eigentlich der Sheriff von Nottingham zu Eurem Treiben hier?«, erkundigte sich Richard. »Es ist schließlich seine Aufgabe, für die Sicherheit in des Königs Landen zu sorgen.«

»Ralf de Lacy?«, fragte Robin. »Der weiß genau, setzt er auch nur einen Fuß in den Sherwood oder kommt er irgendwie in die Reichweite meines Bogens, ist er ein toter Mann.« Selten hatte der Ritter so viel Hass in der Stimme eines Mannes gehört.

»Meint Ihr ernsthaft, dass Ihr mit Eurem Pfeil durch eine Rüstung schießen könnt?«, erkundigte er sich hochinteressiert. Das war etwas, was ihn wirklich bewegte. Natürlich kannte er Bogen und Armbrust, doch dagegen schützten sich die Ritter mit Schild, Helm und Panzer. Gab es plötzlich Waffen, die da durchdrangen, konnte es auf einmal für die Gepanzerten ganz ungemütlich werden.

Robin trat ein paar Schritte zurück, nahm seinen Bogen auf und legte einen Pfeil auf die Sehne. Er spannte ihn, soweit es seine Armlänge erlaubte, und ließ das Geschoss von der Sehne. Es gab einen kurzen, hellen Klang, als es sich durch den Helm des Ritters bohrte.

»Bei allen Heiligen!«, entfuhr es Richard, der seinen zerstörten Kopfschutz vorsichtig vom Waldboden aufnahm. »Was ist denn das für ein Teufelsding? Hätte ich den Helm aufgehabt, steckte mir der Pfeil jetzt mitten im Hirn!«

»Sag ich doch«, meinte Robin trocken. »Nie den Gegner unterschätzen, nur weil man seine Waffen nicht kennt. Es könnte böse für Euch enden.«

»Wo in aller Welt gibt es denn solche Bögen?«, hakte der Ritter nach. »Ich würde Euch viel Geld dafür zahlen.«

Robin dachte einen Moment nach.

»Hört zu, ich mache Euch einen Vorschlag. Ihr schwört mir bei Eurer Ritterschule und allem, was Euch heilig ist, dass Ihr über alles, was Ihr demnächst sehen und hören werdet, gegen jedermann schweigt. Dann bringe ich Euch zu dem Mann, von dem meine Freunde und ich die Bögen haben. Dort können wir vor allem am schnellsten die Wunde versorgen. Bis zu Euren Begleitern ist es mir ehrlich gesagt mit einem Verletzten ein bisschen zu weit.«

»Einverstanden!«, stimmte der Ritter sofort zu. »Ich schwöre es Euch, und Ihr könnt versichert sein, auf mein Wort ist Verlass. Aber mit wem zum Teufel habe ich es hier überhaupt zu tun?«

»Ihr seid wohl lange nicht in England gewesen, dass Ihr nichts von den Geächteten des Sherwood gehört habt?«

»Richtig. Ich bin zwar in England geboren, war aber viele Jahre nur in der Normandie, der Bretagne und Aquitanien unterwegs.«

»Kommt!«, meinte Robin. »Ein Stück ist es schon zu gehen. Ich erzähle Euch unterwegs, was Euch interessiert. Aber vergesst nicht, was Ihr geschworen habt. Sonst, und das ist so sicher, wie die Sonne am Abend untergeht, finden wir Euch, und an dem Tag fahrt Ihr zur Hölle!«

»Keine Sorge, ich habe auf Erden noch viel vor«, antwortete der Ritter, schob vorsichtig sein Schwert in die Scheide. Er warf einen kurzen Blick auf Schild und Helm, entschloss sich dann aber, beides einfach liegen zu lassen. »Gehen wir!«

Sie kamen nur langsam voran. In Eisenschuhen läuft es sich schließlich nicht besonders gut. Die Verletzung machte Richard von Oxford mehr zu schaffen, als er zugeben wollte, und die Sonne brannte noch dazu unbarmherzig vom Himmel.

»Nun erklärt mir einmal«, begann der Ritter, »wie ein Mann wie Ihr im Sherwood zum Wegelagerer wird. So wie ich Euch erlebt habe, könntet Ihr doch jederzeit zum Gefolge eines Earls gehören oder es als Soldat des Königs zu etwas bringen!«

»Meine Gefährten und ich leben seit mehreren Jahren im Wald, weil uns keine andere Möglichkeit bleibt. Wir sind Vogelfreie, Geächtete, und jeder darf uns töten – wenn er kann. Da drehen wir den Spieß einfach um. Das Land ist durch die vielen Kriege König Henrys völlig ausgeblutet. Aus den Bauern wird der letzte Penny herausgepresst. Sie verhungern, wenn man ihnen nicht hilft. Und da das niemand tut, tun wir es eben.«

»Ihr sprecht immer von ›Wir‹«, meinte Richard. »Wie viele seid ihr denn?«

»Diese Frage geht nun doch etwas zu weit. Aber de Lacy hat es mit seinem brutalen Vorgehen geschafft, mir so viele Männer zuzuführen, dass er sich selbst nicht mehr aus seiner Burg wagt.«

»Und die sind alle so bewaffnet wie Ihr?«

»Der eine mag eher das Schwert, der andere den Kampfstock, aber mit dem Bogen sind wir alle ziemlich gut.«

Mein Gott, dachte der Ritter. Eine kleine Armee!

»Machen wir mal eine Pause«, bat er etwas später und ließ sich auf einem Baumstumpf nieder. »Was heißt denn ziemlich gut? Zeigt mir doch einmal, wie treffsicher Ihr auf größere Entfernung seid.«

Zu einer Demonstration seiner Schießkunst konnte man Robin immer überreden. Es war auch nie verkehrt, wenn es sich herumsprach, wozu die Geächteten fähig waren.

»Seht Ihr die schmale Buche in ungefähr hundert Yards?«

»Ja, aber ein schweres Ziel ist das nun nicht gerade«, gab der Ritter zurück.

»Dann passt mal genau auf.«

Robin spannte den Bogen und ließ den ersten Pfeil von der Sehne schnellen. Kaum steckte dieser im Ziel, folgte schon der zweite – und der spaltete den ersten mittig durch.

»Herr im Himmel!«, rief der Ritter mehr als erstaunt aus und lief zu der Buche, seine Verletzung ganz und gar vergessend. »Das habe ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! Und ich habe, was Waffen und ihre Handhabung betrifft, wirklich schon einiges erlebt! Wo zum Teufel kommen denn diese Bögen nun her? Die können doch nur in der Hölle gefertigt worden sein!«

»Wenn Ihr Wales mit der Hölle gleichsetzt, habt Ihr recht«, antwortete Robin. »Der Mann, zu dessen Gut ich Euch bringen werde, hat 1182 für König Henry bei Abergavenny Castle gekämpft. Die Pfeile der Waliser haben die starken, handbreiten Eichenbohlen des Burgtores durchschlagen, als König Henrys Ritter hinter die Burgmauern flüchteten. Ich konnte ihm einmal behilflich sein. Dafür hat er mir und meinen Männern hundert solche Bögen geschenkt, die angeblich die Wikinger nach England gebracht haben sollen.«

»Bei Gottes Beinen!«, das war eindeutig Richards Lieblingsfluch. »Jetzt weiß ich, wieso sich der Sheriff nicht mehr in den Sherwood traut. Mindestens hundert Männer mit solchen Bögen bewaffnet und im Wald versteckt – man bräuchte ja ein Heer, um euch alle auszuräuchern.«

»Auch ein Heer würde das nicht schaffen! Es müsste uns ja erst einmal finden«, gab Robin selbstbewusst zurück. »Der Sherwood Forest ist groß! Aber Ihr wart auf dem Weg nach Nottingham. Seid Ihr etwa ein Freund von Ralf de Lacy?«, erkundigte er sich misstrauisch.

»Nein, weiß Gott nicht«, antwortete der Ritter. »Der Sheriff wird sicherlich nicht erfreut sein, mich zu sehen, auch wenn ich ihn wohl werde aufsuchen müssen.«

»Dann denkt daran, was Ihr geschworen habt, sonst könnt Ihr Euer Leben wie de Lacy in Nottingham beenden. Und so schön ist das Nest nun wirklich nicht. Kommt, es ist noch ein Stück bis nach Fenwick!«

Mühsam erhob sich der Ritter. Das Gehen fiel ihm immer schwerer. Robin sah das und zögerte nicht. Er nahm den linken Arm Richards über seine Schulter und stützte den Verletzten. Nach etwa einer Viertelstunde erreichten sie den Waldrand, und vor ihnen lag das Gut von Robins Freund und de facto Schwiegervater.

»Wo bringt Ihr mich denn eigentlich hin?«, fragte der Ritter.

»Das ist der Besitz von Sir Richard Leaford. Dort wird man Euch helfen und Eure Verletzung behandeln.«

»Leaford? Ich kannte einen Sir Walter Leaford, der einmal zum Gefolge von Gottfried von der Bretagne, Gott habe ihn selig, gehört hat. Soweit ich weiß, ist er vor ein oder zwei Jahren in der Normandie gefallen.«

»Das war sein Sohn, der sich seine Rittersporen verdienen wollte und deshalb in den Dienst von Königs Henrys verstorbenem Sohn getreten ist. Dort ist er dann, wie Ihr richtig sagt, tragisch ums Leben gekommen.«

»Dann bin ich in guten Händen, denn Walter Leaford war ein

sehr ehrenwerter Mann, und ich nehme an, er wird die guten Manieren von seinem Vater geerbt haben.«

»Da habt Ihr recht. Ich muss mich dann allerdings so schnell wie möglich um Eure Begleitung kümmern. Nicht dass meine Leute sonst ihre Spielchen mit ihnen treiben.«

»Das könnte aber für Eure Männer böse ins Auge gehen. Es sind sehr kampferprobte Ritter, die meine Mutter begleiten.«

»Ihr reist mit Eurer Mutter?«, fragte Robin verblüfft.

»Haltet sie mal davon ab!«, knurrte Richard. »Sie war mehr als fünfzehn Jahre eingesperrt und vorher in der ganzen Welt unterwegs. Sie kennt Paris, Konstantinopel und Jerusalem, und jetzt will sie nach vielen Jahren hinter Burgmauern nur noch Licht und Sonne sehen.«

* * *

Sir Richard Leaford bewohnte keine Burg, sondern ein Gut, dessen Mittelpunkt ein von Palisaden geschütztes zweistöckiges Gebäude bildete. Es lag auf einer kleinen Anhöhe, auf die die beiden Männer jetzt zuhielten. Ringsherum waren weitläufige Koppeln angelegt, auf denen sich zahlreiche Pferde tummelten. Aus dem geöffneten Tor kam ein junger Mann gelaufen, den Robin gleich rief.

»Peter, wo sind Marian und Sir Richard?«

»Ich weiß nicht, irgendwo in den Ställen. Der Herr ist aber vorhin weggeritten.«

»Schnell, saddle mein Pferd! Ich sehe selber nach meiner Frau. Der Mann hier braucht dringend Hilfe.«

»Erschreckt Euch nicht!«, warnte Robin den Ritter und rief dann in einer Lautstärke nach »Marian«, dass man es bis Nottingham hören konnte. Der Mann an seiner Seite zuckte trotz der Warnung zusammen, um gleich darauf mit kaum unterdrücktem Stöhnen auf eine Bank vor dem Hauseingang zu sinken.

Aus einem strohgedeckten Stall kam eine junge, zierliche Frau gelaufen, deren langes blondes Haar unbedeckt war und nur im Nacken von einem Band zusammengehalten wurde. Am meisten

erstaunte Richard aber, dass sie kein Kleid, sondern eine kurze Tunika und darunter Beinlinge und Stiefel trug!

Robin sah den Blick und musste grinsen.

»Sie hat es nicht so mit Konventionen«, klärte er seinen Begleiter auf.

Der gab das Grinsen zurück. »Ihr wisst schon, dass die Kirche Frauen, die Hosen tragen, als Hexen verbrennen lässt?«

»Ja«, meinte Robin nachdenklich, »meine Frau hätte da sicher gute Chancen. Noch dazu, wo wir nicht rechtmäßig vermählt sind und sie gleich Eure Wunde behandeln wird.«

»Ist sie eine Heilerin?«, erkundigte sich der Ritter interessiert.

»Schon«, stimmte Robin zu. »Allerdings mehr bei Pferden. Doch was denen hilft, kann auch für Menschen nicht schlecht sein.«

Dem Ritter schwante Schlimmes.

»Brüll nicht immer so, Robin!« Die junge Frau war herangekommen. »Halb so laut hätte auch gereicht.« Dann zu seinem Begleiter gewandt: »Hallo, ich bin Marian Leaford, kann ich Euch helfen?«

Der Ritter musterte sie ausgiebig. Er sah kein scheues, schüchternes Wesen vor sich, wie er sie sonst meist kannte, sondern eine selbstbewusste Frau von vielleicht fünfundzwanzig Jahren mit zarten, edlen Gesichtszügen und schlanker, mädchenhafter Figur, die nichtsdestotrotz eigene Stärke und Willen ausstrahlte.

»Mylady«, sprach er Marian mit einer angedeuteten Verbeugung an, »gestattet, dass ich sitzen bleibe. Der Marsch mit Eurem Mann hat mich doch sehr angestrengt. Ich bin Richard von Oxford und hatte ein kleines Missgeschick. Mein Begleiter meinte, dass Ihr mir vielleicht helfen könntet. Aber bitte nur, wenn es keine Umstände bereitet.«

Robin schaltete sich kurz ein.

»Du musst den Schmied holen, damit er das Kettenhemd öffnet. In seiner rechten Seite steckt ein Stück von seinem Lanzenstiel. Ich muss los, sonst machen Little John und die anderen Kleinholz aus seinen Begleitern.«

Peter hatte ein Pferd gesattelt und hielt es jetzt am Zügel. Richard musste zugeben, selten ein so schönes Tier gesehen zu haben. Das Fell war von einem ganz eigenen Braunton und glänzte wie polierte Bronze in der Sonne. Der Hengst schaute ganz interessiert herüber, machte aber keinen nervösen Eindruck.

»Wartet!«, meinte der Ritter zu Robin und zog einen Ring von seinem Finger. »Gebt den meiner Mutter und sagt ihr, der Tag in Westminster bleibt bestehen. Dann weiß sie Bescheid, und Ihr müsst Euch nicht mit meinen Männern herumschlagen.«

Robin schwang sich mit geübter Leichtigkeit in den Sattel, rief Marian noch ein »Du machst das schon!« zu und galoppierte vom Hof.

Die Frau schüttelte nur den Kopf.

»Einen Moment, Sir«, sagte sie zu dem Ritter und verschwand im Haus. Wenig später war sie zurück und hatte einen großen Krug schäumendes Bier in der Hand, den sie dem Ritter reichte. »Ich glaube, das könnt Ihr jetzt vertragen.«

»Mylady, schon als ich Euch das erste Mal sah, wusste ich, Ihr seid ein Engel«, seufzte Richard und nahm einen langen Zug. Selten hatte ihm etwas so köstlich gemundet.

»So«, meinte Marian, »das war der angenehme Teil. Jetzt wollen wir uns einmal Eure Wunde ansehen. War mein Mann daran schuld?«

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, zu Peter, der noch immer auf dem Hof stand:

»Hol den Schmied! Er soll ein paar Zangen mitbringen. Und ich brauche meinen Arzneikasten.«

Richard hatte das Gefühl, dass die Frage, ob Robin an seiner Verletzung schuld war, mehr rhetorisch gemeint und seine Frau nicht wirklich erpicht darauf war, einen Bericht von ihm zu erhalten.

»Wir bleiben am besten, wo wir sind. Hier ist das Licht gut!«, meinte Marian. »Sitzt Ihr bequem, Sir Richard?«

»Es wird schon gehen«, antwortete der Ritter und hoffte, dass er damit recht behielt.

»Legt den Arm bitte hier oben drauf!«

Marian hatte einen Holzklotz geholt und auf die Bank gestellt. Der Schmied war herangetreten, hatte nur kurz zur Begrüßung genickt und sich dann die Rüstung angesehen. Gemeinsam mit Marian nahm er dem Ritter vorsichtig den Brustpanzer ab. Jetzt sahen sie, wie ein Teil des Lanzenschaftes in der Achselhöhle steckte.

»Keine gute Arbeit, Euer Kettenhemd«, murmelte der Schmied. »Das müsste es eigentlich aushalten. Mehr als eine Prellung hätte es nicht geben dürfen.«

Dann bog er vorsichtig mit einer Zange die Kettenglieder neben dem großen Holzsplitter auf und fädelt sie aus dem Kettenhemd. Dadurch wurde die Wunde sichtbar, die wieder zu bluten begonnen hatte, und Marian zog hörbar die Luft durch die Zähne. Als der Schmied einen ausreichenden Teil der Kettenglieder entfernt hatte, meinte Marian zu ihrem Patienten:

»Schaut mal, da drüben kommt mein Vater!«

Richard wandte den Kopf nach links, und in diesem Moment zog Marian mit einem Ruck das Holzstück aus der Wunde.

»Bei Gottes Beinen!«, entfuhr es dem Ritter überrascht statt eines Schmerzensschreis.

»Haltet still!«, ermahnte Marian ihren Patienten. »Wir sind noch nicht fertig.«

Mit einer kleinen stählernen Pinzette entfernte sie die restlichen Splitter und Stoffstücke, die vom wollenen Unterkleid in die Wunde gelangt waren.

»So, jetzt könnt Ihr das Kettenhemd ablegen, damit ich Euch verbinden kann«, sagte sie. »Wenn Ihr Euch ein paar Tage nur vorsichtig bewegt, müsste es so heilen. Wenn nicht, platzt die Wunde wieder auf, und dann muss ich sie nähen.«

»Nur das nicht!«, meinte Richard lachend. »Mein Körper ist doch keine alte Tunika.«

Er ließ sich von der jungen Frau und dem Schmied aus dem Kettenhemd helfen und merkte schon jetzt, wie der Schmerz nachließ. Marian entnahm ihrer Kiste mehrere Kräuter und getrocknetes

Moos. Sie legte es vorsichtig auf die Wunde, polsterte diese mit weichem Stoff ab und fixierte alles mit einer Bandage um den Brustkorb und die Schulter des Ritters.

»Ich sollte Euch zu meinem Leibarzt ernennen, Mylady. Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet.« Richard sprach aus tiefer Überzeugung. Er hatte auf den Schlachtfeldern schon ganz andere Dinge von sogenannten Heilern gesehen. »Wo habt Ihr denn diese Kunstfertigkeit erlernt? So habe ich bisher nur den jüdischen Arzt meiner Mutter arbeiten sehen.«

»Robins Großmutter war eine weise Frau, sie hat mir viel beigebracht«, erwiderte Marian. »Der Rest ist Übung und Erfahrung. Was glaubt Ihr, wie oft sich unsere Pferde verletzen und Hilfe brauchen. Und wenn man mit denen nicht vorsichtig umgeht, fängt man sich sehr leicht einen Huftritt ein, der selbst eine Behandlung nötig macht.«

* * *

Sir Richard Leaford war mittlerweile auf den Hof geritten, hatte sein Pferd einem Knecht übergeben und näherte sich jetzt neugierig seiner Tochter und dem Ritter.

»Haben wir Gäste, Marian?«, erkundigte er sich, um gleich darauf wie angewurzelt stehen zu bleiben. »Mein Gott!«, stieß er hervor und beugte Haupt und Knie. »Sire, welch unerwartete Ehre! Wenn ich geahnt hätte ...«

Marian rückte etwas von ihrem Patienten ab und sah zuerst ihn, dann ihren Vater verdutzt an. Dieser hatte für Henry II. nicht nur in Wales, sondern auch in der Normandie und Aquitanien gekämpft und dabei die Söhne des alten Königs kennengelernt.

»Du behandelst gerade Richard Plantagenet, unseren zukünftigen König, mein Kind. Erweise ihm Ehrerbietung!«

Marian war zuerst sprachlos, doch dann sprudelte es aus ihr heraus.

»Aber Ihr habt Euch doch als Richard von Oxford vorgestellt!«, stieß sie hervor.

»Das war auch nicht gelogen, Mylady, denn ich bin in Oxford geboren. Später, als Herzog von Aquitanien, der Normandie und der Bretagne und Graf von Poitou habe ich allerdings fast ausschließlich auf der anderen Seite des Kanals gelebt.«

Dann zu dem Hausherrn gewandt:

»Erhebt Euch, Sir Richard! Ich genieße bereits die Gastfreundschaft Eures Hauses und vor allem die gesegneten Hände Eurer Tochter.«

Er warf einen Blick in Richtung Marian, die in einen tiefen Hofknicks gesunken war. Mit der linken Hand nahm er Marians Rechte und hob sie empor.

»Und Euch gilt mein besonderer Dank, Mylady. Ich nehme an, dass mit Eurer Hilfe meine Wunde bis zur Krönung im September verheilt sein wird. Es wäre recht unangenehm, die Zeremonie verschieben zu müssen.«

»Wenn Ihr Euch schont, Sire, dürftet Ihr bis dahin von der Verletzung nichts mehr spüren«, gab Marian erleichtert zurück. Ihr war fast das Herz stehen geblieben, als sie mitbekommen hatte, wen sie da behandelte.

Richards Jähzorn, aber auch seine Ritterlichkeit waren weithin bekannt. Man wusste allerdings bei ihm nie so recht, was davon gerade die Oberhand innehatte.

»Darf ich Euch in mein bescheidenes Heim bitten, Sire?«, fragte der alte Lord. »Seid Ihr denn ganz allein unterwegs?«

»Meine Mutter und meine Ritter warten unter Führung von William Marshal vor dem Sherwood auf meine Rückkehr. Euer Schwiegersohn ist wohl zu ihnen geritten. Ich bin selbst gespannt, wie er mit ihnen fertig wird.«

Mit diesen Worten erhob sich der zukünftige König und folgte Sir Richard in das Innere des Hauses, wo es angenehm kühl war. Der Hausherr wollte nach Wein rufen, doch Richard legte eine Hand auf seinen Arm und meinte:

»So ein Krug Bier, wie ihn mir Eure Tochter kredenzt hat, das wäre jetzt das Richtige.«

Das Bier kam sofort, und der Hausherr ließ auch Schinken, Käse und frisches Brot bringen. Die beiden Männer nahmen an der langen Tafel in der großen Halle Platz und streckten behaglich die Beine aus. Richard schaute sich interessiert um, und was er sah, gefiel ihm.

Das Gutshaus war U-förmig und zweistöckig angelegt. An der Stirnseite befand sich im Untergeschoss die große Versammlungshalle, darüber lagen die Schlafräume und Kemenaten der Bewohner. Der linke Flügel beherbergte die Küche mit den Gesindeunterkünften, der rechte die Stallungen für die wertvollsten Pferde sowie die Werkstätten.

Alles war peinlichst sauber und unterschied sich wohltuend von den teils verkommenen Rittersitzen, wie sie Richard von seinen zahlreichen Feldzügen kannte. Der Fußboden war dick mit frischen Binsen eingestreut, auf der Tafel standen Blumen, und überall war die ordnende Hand einer Frau deutlich zu spüren. Viele Fenster, die mit hölzernen Läden verschlossen werden konnten, ließen Licht und Luft herein. Zwei große Kamine an den Stirnseiten der Halle sorgten im Winter für Wärme. An den Wänden hingen geknüpft Teppiche und Kränze von getrockneten Blumen und duftenden Kräutern.

»Ihr habt ein behagliches Heim, Sir Richard«, lobte der zukünftige König. »So ganz anders als viele der Burgen meiner Ritter. Doch sicher nicht leicht zu verteidigen.«

»Ich habe unter Eurem Vater gedient, Sire, und gesehen, wie schnell eine Burg fällt, wenn die Angreifer es ernst meinen. Gegen Diebe und Gesindel reichen die Wachen und die Palisade. Würde ich Euch verärgern, hätte ich sowieso keine Chance. Oder nennt man Euch nicht auch den großen Burgenzerstörer?«

Richard lachte.

»Ihr habt nicht unrecht. Viele meiner Barone in Aquitanien glaubten mit einem jungen Herzog leichtes Spiel zu haben. Denen musste ich leider zeigen, wer das Sagen im Land hat. Jetzt haben viele von ihnen tatsächlich keine Burg mehr.«

Der Hausherr wusste, dass Richard Plantagenet nicht nur in den südlichen Provinzen des großen Angevinischen Reiches mit harter

Hand für Ordnung gesorgt hatte. Die Rechte seiner Barone waren zugunsten der Krone erheblich beschnitten worden. Erst vor Kurzem hatte er zusammen mit Philipp von Frankreich auch Krieg gegen seinen eigenen Vater geführt und ihn wie einen tollen Hund vor sich hergehetzt. Nicht wenige sagten, dass der alte König Henry letztendlich daran gestorben sei. Den endgültigen Todesstoß hatte ihm dann die Nachricht versetzt, dass auch sein Lieblingssohn John zu Richard übergelaufen war und ihn verraten hatte. Jetzt ruhten die sterblichen Überreste des alten Königs in der Abtei von Fontevault, und er hatte hoffentlich seinen Frieden gefunden. Doch Sir Richard hütete sich natürlich wie der Teufel vor dem Weihwasser, darüber auch nur ein Wort zu verlieren.

»Nun erzählt mir aber endlich einmal, wer dieser Mann ist, der sich einmal Robert von Loxley, dann wieder Robin Hood nennt. Einmal tritt er wie ein Wegelagerer auf, dann wieder handelt und kämpft er wie einer meiner besten Ritter. Mal heißt es, er ist mit Eurer Tochter verheiratet, dann ist er es wieder nicht. Das ist schon alles ein bisschen verwirrend, findet Ihr nicht?«, fragte sein Gast.

»So verwirrend wie die Zustände in England in den letzten Jahren«, gab der alte Lord zurück. »Es würde eine längere und nicht immer erfreuliche Geschichte werden. Wollt Ihr sie wirklich hören?«

»Nur zu, ich habe eigentlich heute nichts weiter vor und bin ganz Ohr. Es interessiert mich schon brennend, wie so viele Männer zu Geächteten werden konnten. Ich war viele Jahre nicht in England und weiß eigentlich nur wenig darüber, was hier vor sich gegangen ist. Seid so gütig, Sir Richard, und klärt mich einmal aus Eurer Sicht auf! Sprecht ganz offen, und ich versichere Euch, dass Euch daraus kein Schaden erwachsen wird.«

»Nun gut, Sire, wenn es Euer Wunsch ist«, meinte der Hausherr und begann mit seinem Bericht.

»Als Euer Vater König wurde, hatte er eine Menge guter Ideen und setzte sie auch zügig in die Tat um. Eine davon war, das noch zum großen Teil unbebaute Land in der Mitte und im Norden Englands urbar machen zu lassen. Er versprach Männern, die den Wald

rodeten und Äcker anlegten, dass sie das so Gewonnene behalten dürften und von Steuern und Abgaben befreit sein würden.

Ein solcher Mann war Robins Vater, Hugh Fitzooth. Er zog mit seinen Eltern an den Rand des Sherwood, um von diesem Privileg Gebrauch zu machen. Die Fitzooths arbeiteten viele Jahre lang hart, doch sie hatten auch ein glückliches Händchen. Und das sprach sich bald herum. Andere folgten ihnen, und man gründete den Ort Loxley. Hugh heiratete eine junge Frau aus Lincoln, die ihm bald darauf einen Sohn gebar, aber die Geburt nicht überlebte. Auch der alte Fitzooth starb einige Jahre später. So zogen Hugh und seine Mutter, die eine sehr weise Frau war, den Jungen allein groß. Den Namen Robert hat er von seinem Großvater.

Hughs Mutter konnte lesen und schreiben, kannte sich mit Heilpflanzen aus und unterrichtete ihren Enkel und meine Tochter, die sich so kennenlernten. Man sagt, sie wäre aus Liebe zu ihrem Mann aus einem Kloster in Deutschland geflohen.

Die Fitzooths und wir wurden bald gute Freunde. Wir halfen uns oft gegenseitig, wenn einer den anderen brauchte. Das Dorf Loxley wuchs und gedieh, und man achtete seinen Gründer hoch.

Das ging alles so lange gut, wie weitestgehend Friede herrschte im großen Angevinischen Reich. Doch dann führte König Henry immer öfter Krieg. Gegen Frankreich, seinen Sohn Heinrich den Jüngeren und, wenn Ihr erlaubt Sire, auch gegen Euch. Und Kriege kosten Geld. Zuerst wurden die einträglichen Ämter an die Höchstbietenden verkauft – und das waren nicht immer die Besten. So kam Ralf de Lacy zum Amt des Sheriffs von Nottingham. Wirklich keine gute Wahl! Von den neuen Amtsträgern wurde natürlich verlangt, dass sie Geld für den Krieg besorgten. Also erhoben sie immer neue Steuern. De Lacy und sein Verwalter Guy von Gisbourne sind dafür genau die Richtigen und treiben sie nach wie vor mit brutaler Gewalt ein.

Nun waren die Fitzooths ja genau wie der Adel davon befreit. Doch das scherte den Sheriff nicht. Eines Tages tauchte er in Loxley auf und verlangte Abgaben auf Vieh und Grund rückwirkend für zehn Jahre! Das konnte natürlich niemand bezahlen, und Fitzooth,

den man zum Dorfvorsteher bestimmt hatte, trat de Lacy mit der Urkunde des Königs entgegen. Der Sheriff zeigte sich nicht sehr beeindruckt. Eher war er durch den Widerspruch, den er so nicht kannte, verstimmt. Er gab den Dörflern gerade einmal zwei Wochen Zeit, das Geforderte zu erbringen. Doch noch nicht einmal diese Frist ließ er ihnen, sondern schickte schon nach ein paar Tagen Gisbourne mit seinen Soldaten aus, die Steuern mit Gewalt einzutreiben.

Hugh Fitzooth war ein aufrechter und starker Mann, der nichts so sehr wie seine Freiheit liebte. Allerdings wohl auch eher ein Mann des Pfluges und des Geistes. Er und die Dörfler lieferten Gisbournes Männern einen harten Kampf, doch letztendlich unterlagen sie. Die Soldaten trieben das Vieh weg, verwüsteten die Felder und brannten das Dorf als Vergeltung für den Widerstand nieder. Zwei Kriegsknechte hielten Hugh Fitzooth fest, als ihm Gisbourne das Schwert in den Leib stieß. Das berichteten Leute aus dem Dorf, die es gesehen hatten und denen die Flucht gelungen war. Sie besaßen nichts mehr als das, was sie gerade auf dem Leib trugen.

Robert Fitzooth, den man mittlerweile auch Robert von Loxley nannte, war damals etwa zwanzig Jahre alt. Er hatte im Auftrag seines Vaters Wolle nach Lincoln gebracht, und als er nach Hause zurückkam, fand er nichts als rauchende Trümmer vor, wo es eben noch ein blühendes Gemeinwesen gegeben hatte. Robert ist ein begabter Bogenschütze«, hier knurrte Richard Plantagenet leidvoll zustimmend, »ein hervorragender Reiter und, wenn es sein muss, auch ein gnadenloser Kämpfer. Er schlägt da wohl nach seinem Großvater, der ein richtiger, alter angelsächsischer Recke war. Der alte Fitzooth hat als Sergeant in der Garde Eurer Großmutter Matilda gedient und sie nach Deutschland und auch zur Kaiserkrönung nach Rom begleitet. Ich habe sogar gehört, dass er in der Schlacht bei Lincoln König Stephan gefangen genommen und später der Mutter Eures Vaters bei ihrer Flucht aus Oxford maßgeblich geholfen haben soll.«

»Der Fitzooth!«, fiel Richard überrascht ein. »Von dem hat meine Großmutter mir öfters Geschichten erzählt, wenn ich sie in

Rouen besucht habe. Das waren richtige Heldensagen! Sie nannte ihn liebevoll ihren treuen Roland, weil er einmal ihren Rückzug gedeckt hat und dabei selbst in Gefangenschaft geraten ist. Erzählt weiter, jetzt bin ich wirklich gespannt!«

»Robert schwang sich auf sein Pferd und verfolgte die Soldaten, die mit dem geraubten Vieh nur langsam vorankamen«, fuhr der Hausherr fort. »Er selbst hat nie darüber gesprochen, doch es hieß kurz danach, er hätte sechs von Gisbournes Männern getötet. In heutigen Erzählungen sind es schon zwei Dutzend und mehr. Guy von Gisbourne selbst hat nur knapp überlebt. Seitdem fehlt ihm das rechte Auge.

Robert blieb danach nichts anderes übrig, er sammelte die Überlebenden von Loxley und verschwand mit ihnen in den Weiten des Sherwood. Hier trafen sie auf eine andere Gruppe Geächteter, und zwischen deren Anführer John Little und ihm kam es zu einem Kampf, in dem Robert mordsmäßig verdrochen wurde, sich aber trotzdem die Achtung der Männer erwarb. Da er sehr gewitzt und John Little, den man heute Little John nennt, eher ein bisschen schwerfällig ist, hat man ihn zum Anführer gewählt. Seitdem heißt er Robin Hood – Robin hat ihn seine Großmutter immer liebevoll genannt und Hood nach der Kapuze an seinem Wams, die er oft über dem Kopf trägt.

Er und seine Männer kassieren von jedem, der durch den Sherwood will, Wegezoll – und manchmal auch ein bisschen mehr. Aber da sie es immer mit den Leuten aus den umliegenden Dörfern, die durch de Lacys Schreckensregiment fast völlig verarmt sind, teilen, haben sie einen starken Rückhalt in der Bevölkerung und der Sheriff keine Chance, sie zu finden. «

»Vor allem, wenn Ihr die Geächteten auch noch mit walisischen Langbögen versorgt«, meldete sich der zukünftige König zu Wort.

»Nun, Sire, das ist eine andere Geschichte. Ralf de Lacy hat meinen Sohn festgenommen und ihn der Mittäterschaft an Robins Überfällen bezichtigt, was nicht der Wahrheit entsprach. Ich musste ihn mit vierhundert Mark Silber auslösen, sonst hätte er ihn gehängt.

Dafür habe ich einen Kredit beim Abt von Saint Mary aufnehmen müssen, der aber den Schuldschein an den Bischof von Hereford weiterverkauft hat. Doch der steckte mit de Lacy unter einer Decke. Als Sicherheit galt mein gesamter Besitz, und als ich nach einem Jahr den Kredit nicht zurückzahlen konnte, wollte man mich von meinem ererbten Grund vertreiben.

Robin lieh mir das Geld. Ich konnte meinen Kredit bedienen – und als der Bischof den Fehler machte, von Nottingham durch den Sherwood nach York zu reiten, holten sich die Waldmänner das Geld zurück. Ich glaubte, dafür in ihrer Schuld zu stehen. Und was wäre besser als Dank für sie geeignet als etwas, mit dem sie ihr Leben schützen können?«

»Hier herrschen ja grauenvolle Zustände«, meinte Richard. »Da werden auf der einen Seite Dörfer niedergebrannt und Unschuldige verurteilt – ich kannte übrigens Euren Sohn und schätzte ihn sehr, mein aufrichtiges Beileid –, auf der anderen Kirchenfürsten beraubt, die Stellung des Vertreters der Krone massiv untergraben und seine Soldaten getötet. Ich glaube, ich sollte alle Beteiligten einfach aufhängen lassen, damit das ein Ende hat.«

Der alte Lord schaute seinen Gast erschrocken an.

»Keine Angst, Sir Richard!«, sagte der König daraufhin lachend. »Das sollte ein Scherz gewesen sein. Aber so kann es natürlich nicht weitergehen. Wieso ist dieser Robin nun aber einmal Euer Schwiegersohn und dann wieder nicht?«

»Robin und Marian waren schon als Kinder unzertrennlich, und aus ihrer Freundschaft wurde Liebe. Doch da der Sheriff Robert von Loxley nach dem Angriff auf Gisbourne und dessen Söldner ächtete, konnten sie nicht offiziell heiraten. So gaben sie sich in der kleinen Kirche von Edwinstowe im direkten Angesicht Gottes und vor einem Mönch, der aber kein Priester war, das Eheversprechen. Für sie gilt es genauso, als hätte ein Erzbischof den Bund besiegelt. Wir anderen haben uns angewöhnt, es ebenso zu akzeptieren. Aber sie besitzen natürlich kein Dokument, das ihre Ehe rechtsgültig besiegelt. Wie ich meine Tochter kenne, hätte für sie schon gern alles seine Richtigkeit.«

Richard Plantagenet hatte aufmerksam zugehört. In seinem Kopf arbeitete es, und er schob etliche Gedanken hin und her. Einen Nutzen würde er aus der Situation schon ziehen, dessen war er sich recht sicher. Nun war es absolut nichts Ungewöhnliches, dass letztlich überall Bauern die Zeche der Kriege zahlten. Er selbst hatte in Aquitanien und im Poitou die Dörfer seiner Gegner verwüstet, um ihnen zu schaden. Und sich dagegen zu wehren war den Betroffenen meist nicht gut bekommen.

Andererseits durfte er so etwas in seinem eigenen Land natürlich nicht dulden. Über Ralf de Lacy, aber auch über andere Sheriffs waren ihm schon üble Dinge zu Ohren gekommen. Aus diesem Grund war er auch unterwegs, um sich noch vor seiner Krönung selbst ein Bild von den Zuständen im Land zu machen. Dass sich aber fast eine Armee von Geächteten zu Herren im königlichen Forst aufschwang, ging nun allerdings entschieden zu weit. Irgendeine passable Lösung musste her, und er hatte da auch schon eine Idee. Mal sehen, ob sie sich in die Tat umsetzen lassen würde.

»Ich bin gespannt, wie Euer Robin mit meinen Rittern und vor allem mit meiner Mutter klarkommt. Wenn er nicht ein bisschen diplomatisch vorgeht, kann es blutige Köpfe geben. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, die beiden werden sich mögen.«

Der König gähnte ausgiebig. Das Bier und das Essen nach dem Fußmarsch hatten ihn schläfrig gemacht.

»Sir Richard, könntet Ihr Euch vorstellen, mir, meiner Mutter und vielleicht ein paar Begleitern ein bis zwei Tage Gastfreundschaft zu gewähren?«, fragte er den Hausherrn. »Ich würde der Wunde doch ganz gern etwas Zeit zum Heilen geben und sie von Eurer Tochter behandeln lassen.«

Darauf konnte es natürlich nur eine Antwort geben.

»Es ist mir selbstverständlich eine große, unverhoffte Ehre«, gab der alte Lord ohne zu zögern zurück und meinte es auch so. »Wenn Euch unsere bescheidenen Verhältnisse genügen.«

Richard winkte nur ab.

»Ich habe im Felde oft viel schlechter gelebt, da könnt Ihr sicher sein. Und meine Mutter ist zwar aus Aquitanien nur das Beste gewöhnt, doch in den letzten Jahre wurde sie von meinem Vater nicht gerade pfleglich behandelt. Ich wäre Euch wirklich sehr dankbar, wenn ich mich irgendwo ein bisschen ausstrecken könnte.«

Sir Richard geleitete den König zu seinem eigenen Gemach und rief nach seinem Knappen, damit dieser dem Gast zur Hand gehen konnte. Dann wollte er sich sofort um eine einigermaßen standesgemäße Unterkunft für Eleonore von Aquitanien, immerhin eine ehemalige Königin von Frankreich und England, kümmern. Seine größte Sorge aber war, dass es Robin besonnen anging. In das oft überschäumende Temperament seines Schwiegersohnes hatte Sir Richard Leaford nicht gerade das größte Vertrauen.

* * *

Der Wald von Sherwood war schier unendlich groß und bedeckte im 12. Jahrhundert weite Teile Mittelenglands. Wenn man von York oder Lincoln über Nottingham nach London wollte, musste man ihn passieren. Es gab keine andere Möglichkeit, es sei denn, man nahm große Umwege in Kauf. Mächtige Eichen, Buchen, Eiben und Erlen bildeten das Gerüst für dichtes Unterholz und Farndickicht.

Trotzdem durchzogen den Wald natürlich Wege und Pfade von Ost nach West und von Nord nach Süd. Es gab auch einige wenige Straßen, neben denen sich allerdings, ein paar Schritte entfernt, eine ganze Armee verborgen halten konnte, ohne dass man sie bemerken würde. Die meisten Pfade folgten Wildwechseln. Wer sie fand, kam durch, wer nicht, verirrte sich meist hilflos.

Robin kannte natürlich jeden Weg und Steg in dem Wald, in dem er seit fast sechs Jahren lebte, und ließ seinen Hengst kräftig ausgreifen. Der Braune flog nur so dahin und überwand umgestürzte Bäume, Bäche und Gräben mit spielerischer Leichtigkeit. Schon bald näherte sich der Reiter der Stelle, wo die Straße nach Nottingham in den Wald führte, der hier halbkreisförmig zurückwich und

Reisende wie mit einer Umarmung zu umschlingen und in sich hineinzuziehen schien. Er zügelte sein Pferd ein Stück vor dem Waldrand im Schutz der Bäume, da er hier seine Männer vermutete. Und richtig, völlig lautlos tauchte plötzlich eine grün gekleidete Gestalt wie aus dem Nichts neben ihm auf.

»Seit wann kommst du denn zu Pferd zu einem Überfall?«, fragte Much seinen Anführer erstaunt. »Und wo bleibst du überhaupt so lange? Wir haben uns schon Sorgen gemacht!«

»Sei so gut und halte mein Pferd!«, bat Robin seinen Gefährten, ohne auf dessen Fragen einzugehen. »Wo sind John und die anderen?«

»Vorn am Waldrand. Sie beobachten eine Gruppe Ritter, die rund um einen Reisewagen lagern und sich schon seit Längerem nicht vom Fleck rühren. Wir hatten gehofft, dass wir sie uns im Wald würden greifen können, aber sie kommen einfach nicht näher.«

Die letzten Worte rief Much Robin schon hinterher, der zum Waldrand eilte. An eine Eiche gelehnt und auf einen eisenbeschlagenen Kampfstock gestützt, stand dort ein Mann und sah auf die Lichtung hinaus, auf den nur eine Beschreibung passte: mächtig!

»Hey, John!«, grüßte Robin. »Schöner Tag heute.«

»Freut mich, dass du kommen konntest«, knurrte der Riese unwirsch als Antwort.

Robin schaute an ihm vorbei auf die Lichtung. Im Abstand von etwa zwei Pfeilschusslängen vor dem Waldrand standen ein großer, prachtvoller Reisewagen und ein einfacherer Planwagen. Die Pferde hatte man ausgeschirrt und eine Art Sonnendach an dem Fuhrwerk befestigt, in dessen Schatten eine Frau und mehrere Männer an einem kleinen Tisch saßen. Andere hatten sich auf dem Boden im Schatten des zweiten Wagens niedergelassen. Es war allerdings zu weit, um Gesichter und Wappen erkennen zu können.

Vier Ritter zu Pferd mit aufgestellter Lanze hielten sichtbar Wache. Robin beneidete sie nicht darum, bei der Hitze unter praller Sonne in voller Rüstung standbildhaft auf ihren Pferden ausharren zu müssen.

»Wie viele sind es?«, fragte Robin seinen Freund.

»Zwölf Ritter, etwa doppelt so viele Knappen und ein paar Bedienstete. Und eine Frau mit zwei Begleiterinnen. Ein Ritter ist vorhin in den Wald geritten, als erst wenige unserer Männer hier waren. Vor Kurzem kam sein Pferd allein zurück, und jetzt beraten sie offenbar, was sie tun sollen.«

»Auf den bin ich vorhin getroffen«, erklärte Robin. Mittlerweile waren mehrere seiner Gefährten herangekommen.

»Lebt er noch?«, erkundigte sich Will Scarlett interessiert.

»Schon, aber ich habe ihn vom Pferd geholt, und dabei hat er sich verletzt. Ich habe ihn nach Fenwick gebracht. Marian musste ihn verarzten, und wie ich meinen Schwiegervater kenne, sitzt er jetzt mit seinem Gast beim Bier.«

»Bist du verrückt, Robin«, schaltete sich Little John ein, »ihm deine Zuflucht zu zeigen? Wenn er nun demnächst mit den Männern des Sheriffs zurückkommt?«

»Wenn der sich aus seiner Burg trauen würde, hätte er Fenwick schon lange niedergebrannt! Natürlich habe ich ihn schwören lassen, dass er alles, was er sieht und erlebt, für sich zu behalten hat, und ihm sehr nachdrücklich erklärt, was ihm droht, wenn er sich nicht daran hält. Und außerdem hatte ich bei ihm das Gefühl, keinen schlechten Kerl vor mir zu haben, auch wenn er mich umbringen wollte. Dem gilt scheinbar seine Ritterlehre noch etwas. Übrigens ist das da drüben seine Mutter, die fünfzehn Jahre von ihrem Mann gefangen gehalten worden sein soll.«

Alan a Dale, ein Troubadour, der sich von Zeit zu Zeit zu Robins Männern gesellte, sie mit Nachrichten versorgte und auch bei Hofe gern gesehen war, bekam große Augen.

»Wie sah der Ritter denn aus?«, fragte er mit leicht zittriger Stimme.

»Fast so groß wie John, rote Haare, roter Bart. War recht von sich selbst eingenommen.«

»Hatte er ein Wappen auf seinem Schild?«, hakte der Spielmann sofort nach. Ihm schwante da etwas Fürchterliches.

»Roter, stehender Löwe auf silbernem Grund«, gab Robin zurück. »Nie gesehen!«

»Oh, Gott«, stöhnte Alan auf, »das ist das Wappen des Grafen von Poutou!«

»Und?«, fragte Robin unbeeindruckt zurück. »Muss ich den kennen? Wir haben uns schon bei ganz anderen hohen Herren bedient.«

»Richtig«, schaltete sich Will Scarlett ein, der oft als Gast in den Wirtshäusern der Umgebung einen Krug leerte und dort jede Menge Neuigkeiten und Klatsch aufschnappte. »Aber der Graf von Poutou ist auch gleichzeitig der Herzog von Aquitanien ...«

»... und damit der Sohn von Henry und Eleonore, Richard Plantagenet, der zukünftige König von England«, ergänzte Alan und ließ seine Worte wirken. Man konnte die plötzlich eingetretene Stille förmlich spüren.

Robin fing sich als Erster wieder, auch wenn es ihm im Magen ganz flau geworden war. »Nun gut, dann habe ich also einen König aus dem Sattel geholt. Aber was hätte ich denn tun sollen? Mich umbringen lassen? Ich reite jetzt jedenfalls da rüber und sage seiner Mutter, dass ihm nichts passiert ist. Schauen wir mal, wie wir am besten aus der Sache wieder herauskommen.«

Dann an Little John gewandt:

»John, wie viele von unseren Männern sind jetzt hier?«

»Genug«, war die knappe Antwort.

»Dreiundachtzig«, ergänzte Will Scarlett, der zählen konnte, »und es kommen immer mehr.«

»Haltet euch alle bereit! Auf mein Handzeichen tretet ihr aus dem Wald und lasst euch und eure Waffen deutlich sehen. Es kann auch nicht schaden, wenn schon etliche mit gespannten Bögen auf die Ritter zielen. Aber um Himmels willen nicht schießen, es sei denn, ihr seht mich in ernster Gefahr.«

»Willst du nicht lieber mich gehen lassen?«, bot Alan a Dale an. »Ich kenne schließlich Eleonore von Aquitanien und bin mit ihrem Liebessänger Blondel de Nesle befreundet.«

»Die Suppe, die ich mir eingebrockt habe, löffle ich auch selber aus«, meinte Robin. »Außerdem bist du hier wohl derjenige, den sie am wenigsten zu Gesicht bekommen sollten. Sonst ist deine Tarnung endgültig aufgefliegen, und wir erfahren gar nicht mehr, was um uns herum so vor sich geht.«

»Sei bloß vorsichtig!«, warnte Will Scarlett eindringlich. »Wenn das da vorn Eleonore ist, dann ist mit Sicherheit William Marshal nicht weit. Und der gilt zwar als der ritterlichste, aber auch als der beste Kämpfer diesseits und jenseits des Kanals!«

Much hatte Robins Pferd herangebracht. Der schwang sich in den Sattel, hob grüßend die Hand und galoppierte dann auf die Gruppe der Reisenden zu. Ganz wohl zumute war ihm dabei allerdings nicht.

Die vier Wächter sahen den Reiter aus dem Wald kommen und machten sofort Front gegen ihn. Auch die Männer, die im Schatten der Wagen geruht hatten, liefen zu ihren Waffen. Robin zügelte sein Pferd kurz vor den Reitern.

»Ich habe eine Nachricht von einem Ritter, der sich Richard von Oxford nennt, für seine Mutter«, rief er in Richtung des Reisewagens.

»Das kannst du auch mir sagen, Bürschchen«, stieß einer der Ritter unter seinem Visier hervor.

»So hat mich heute schon einmal jemand genannt!«, stieß Robin wütend hervor. »Der braucht jetzt allerdings heilkundige Hilfe.«

Robin war es leid, sich ständig beleidigen zu lassen. Er, der Anführer der Waldmänner, fühlte sich hier als Herr und war auch nicht im Geringsten bereit, sich das von wem auch immer weiter bieten zu lassen. Der Ritter senkte die Lanze, und Robin wollte schon das Zeichen geben, welches einen Pfeilhagel auf die Gruppe ausgelöst hätte, als vom Wagen her eine befehlsgewohnte weibliche Stimme erscholl.

»Sir Reginald, was sind das für Manieren? Kommt bitte zu mir, junger Mann, und überbringt mir Eure Botschaft!«

Robin war etwas verblüfft, als »junger Mann« titulierte zu werden. Immerhin wurde er bald dreißig! Doch als er vor der Frau,

die ihn gerufen hatte und die von allen Anwesenden mit größtem Respekt behandelt wurde, vom Pferd sprang, wurde ihm die Anrede klar.

Die Dame, ein anderes Wort fiel Robin nicht ein, als er sie sah, war eine zeitlose Schönheit. Sicherlich mehr als doppelt so alt wie er – Eleonore zählte zu diesem Zeitpunkt siebenundsechzig Jahre –, hätte er das Alter allerdings nie schätzen können. Sie hielt sich völlig aufrecht, war schlank wie eine junge Maid und fast völlig faltenlos. Ihr Haar wurde von einem leichten schneeweißen Schleier bedeckt, den ein schmaler Goldreif hielt. Das veilchenblaue Kleid war äußerst elegant geschnitten und mit üppiger Goldborte gesäumt. Doch nichts an dieser Frau wirkte aufgesetzt, unedel oder gar affektiert.

»Darf ich Euch etwas zu trinken anbieten?«, fragte sie Robin und winkte einem Knappen, der Wein brachte. Sie ließ dabei keine Ungeduld spüren, die an sie gerichtete Nachricht zu erfahren. »Und nun seid doch so gut und verrätet mir, wie ich Euch ansprechen darf?«

»Robert von Loxley«, entgegnete der beeindruckte Robin sich verneigend. »Diesen Ring hat mir Euer Sohn für Euch mitgegeben. Er hatte ein kleines Missgeschick, befindet sich jetzt aber in fürsorglichen Händen. Ich soll Euch ausrichten, der Tag in Westminster bleibt bestehen. Genau das waren seine Worte.«

»Dem Himmel sei Dank!«, seufzte Richards Mutter und fragte dann: »Ihr wisst, von wem dieser Ring stammt?«

»Er selbst hat es mir nicht gesagt. Vor wenigen Augenblicken haben mir dann meine Männer eröffnet, dass es sich wohl um unseren zukünftigen König handelt.«

»Ganz recht, junger Mann. Hat er sich mal wieder in Schwierigkeiten gebracht?«

»Nichts, was nicht in ein paar Tagen bei guter Pflege und Ruhe verheilt ist.«

»Dann zögert nicht lange und führt uns jetzt zu ihm!«, befahl einer der neben Eleonore stehenden Ritter. Robin schüttelte den Kopf.

»Das wird so nicht gehen. Der Ritter, von dem sich jetzt herausstellt, dass er unser König wird, hat mir sein Wort gegeben, über den Ort, zu dem ich ihn gebracht habe, zu schweigen. Mehr Leute bringe ich da mit Sicherheit nicht hin.«

Der Gefolgsmann des Königs griff ohne zu zögern an sein Schwert.

»Ihr werdet tun, was ich Euch befohlen habe, sonst lege ich Euch auf der Stelle Euren Kopf vor die Füße, und wir durchkämmen diesen verdammten Wald, bis wir ihn gefunden haben.«

»Mit den paar Leuten?«, erkundigte sich Robin eher amüsiert. »Da habe ich Besseres zu bieten!« Er hob den Arm und ließ die Hand zweimal um seinen Kopf kreisen.

Da raschelte es in dem das Lager umgebenden Wald, und die Ritter sahen sich plötzlich einer weit überlegenen Zahl gut gerüsteter Männer gegenüber. Die gespannten Langbögen flößten ihnen durchaus Respekt ein. Dass einige der Wachen ihre Schwerter zogen, war eher symbolisch gemeint.

»Dass Männer immer gleich zu den Waffen greifen müssen!« Eleonore wirkte leicht genervt. »William, lasst diesen Mann in Ruhe! Er hat uns schließlich gute Nachrichten übermittelt. Richard bringt sein Leichtsinn oft genug in Schwierigkeiten. Hatte ich ihn nicht gewarnt? Ich hoffe, dass er mit Gottes Hilfe als König endlich besonnener wird.«

Dann wandte sie sich an ihren Besucher.

»Sagt, Robert von Loxley, seid Ihr etwa dieser legendäre Robin Hood, der mit seinen Männern im Sherwood lebt und Reisende überfällt und vor dem sich der Sheriff in Nottingham so fürchtet, dass er sich so gut wie nicht mehr aus seiner Stadt wagt?«

»Ganz recht, Madam!« Robin wählte bewusst die königliche Anrede, auch wenn sie der ehemaligen Gemahlin Henrys II. nach dessen Tod eigentlich nicht mehr zustand. Doch Eleonore hatte in England immer hohes Ansehen genossen. Auch und gerade nachdem sie bei ihrem Mann in Ungnade gefallen und von ihm viele Jahre lang eingesperrt worden war.

»Ihr wollt einer Mutter, die sechzehn Jahre von ihrem Sohn getrennt war, doch wohl nicht verwehren, nach ihm zu sehen, wenn er verletzt ist?«

Robin hätte sich am liebsten am Kopf gekratzt, wenn es nicht so ungehörig gewesen wäre. Das alles entwickelte sich in eine Richtung, die ihm gar nicht behagte.

»Ich bringe Euch zu ihm, aber nur Euch«, erwiderte er und sah Eleonore fest in die Augen.

»Das vergesst gleich!«, fuhr ihn sofort der Ritter, den sie William genannt hatte, an. »Ohne mich geht die Königin nirgendwohin.«

»Ihr werdet mir schon eine Begleitung zugestehen müssen, junger Mann«, hörte Robin Eleonore sagen. »Schließlich wäre es sehr unschicklich, wenn wir beide allein durch den Wald ritten.«

Flirtete sie etwa mit ihm? Robin wurde die Situation immer unheimlicher.

»Wenn mein Sohn Euch sein Wort gegeben hat, dann gilt das für William Marshal ebenso. Und ich versichere Euch, der hat sein Wort wirklich noch niemals gebrochen.«

Das war also der berühmte Ritter, der Eleonore das Leben gerettet hatte und ihr seither als treuester Vasall diente. Er war der Ausbilder ihres jüngsten Sohnes gewesen, galt als bester Turnierkämpfer seiner Zeit und war bis nach Jerusalem gepilgert, wo er zwei Jahre gegen die Sarazenen gekämpft hatte. Robin hatte es fast geahnt und merkte, dass ihm das ganze Geschehen mehr und mehr entglitt.

»Also, dann in Gottes Namen!«, seufzte er. »Es wird wohl bald nichts mehr so sein, wie es noch gestern war.«

»Das wollen wir doch annehmen«, meinte Eleonore schmunzelnd. »Aber ich habe in meinem Leben immer die Hoffnung gehabt, dass es besser wird.«

Dann, an ihre Begleitung gewandt: »Bringt mir meinen Zelter! Ich reite mit Robert von Loxley und William Marshal zu meinem Sohn.«

»Lasst Eure Begleitung inzwischen durch den Sherwood in Richtung Nottingham ziehen und dort auf Euch warten. Ihr habt natürlich freies Geleit«, schaltete sich Robin ein.

»Ein guter Vorschlag«, stimmte Eleonore zu. »Sir Reginald, Ihr übernehmt das Kommando und schlagt außer Sichtweite von Nottingham ein Lager auf, wo Ihr auf Prinz John, Richard und mich wartet.«

Erklärend wandte sie sich an Robin.

»Wir sind natürlich nicht nur mit so einer kleinen Begleitung unterwegs. Mein zweiter Sohn John folgt mit einem größeren Trupp und dem Kanzler Wilhelm Longchamp nach. Aber da Richard immer ungeduldig ist und Marshal und Longchamp wie Feuer und Wasser sind, jeder mit den guten und weniger guten Eigenschaften des jeweiligen Elementes versehen« – dabei warf sie ihrem Ritter einen fast liebevollen Blick zu –, »und man die beiden am besten trennt, sind wir vorausgeeilt.«

Die Königin schwang sich mit Marshals Hilfe trotz ihres Alters elegant in den Sattel ihres wunderschönen Fuchses und rief Robin zu: »Vorwärts, junger Mann, auf geht's!«, und galoppierte mit einem Juchzer voller Lebensfreude davon. Die beiden Männer sprangen auf ihre Pferde und beeilten sich, ihr zu folgen.

Die zurückbleibenden Ritter schauten ihnen wütend nach. So hatten sie sich den Schutz ihres Königs und seiner Mutter nicht vorgestellt. Doch beide waren unabhängig voneinander für ihre Eskapaden bekannt, die sie schon oft genug in gefährliche Situationen gebracht hatten.

Am Waldrand hielt Robin mit seiner Begleitung kurz an. Eleonore lächelte den Männern freundlich zu, William Marshal schaute eher grimmig drein.

»John, die Leute dort haben freie Passage durch den Sherwood. Bring die Männer zurück zum Lager und wartet dort auf mich! Ich stoße so schnell wie möglich zu euch. Aber seid wachsam! Es kommt offenbar noch eine größere Anzahl Ritter nach.«

»Pass du nur auf dich auf! Mir gefällt das alles gar nicht«, gab

Little John zurück, und Much ergänzte: »Ich habe irgendwie das Gefühl, uns stehen aufregende Zeiten bevor.«

Robin ritt eine etwas bequemere Strecke nach Fenwick zurück. Wo der Weg es zuließ, schloss Eleonore zu ihm auf und fragte ihn über alles Mögliche aus. Sie wirkte dabei äußerst interessiert auch an seiner Meinung, kehrte zu keiner Zeit die hochfahrende Königin heraus, die sie auch sein konnte, und wickelte ihren Begleiter, wie schon so viele Männer vor ihm, um den Finger.

Die Zeit verging dabei wie im Flug, und schon wich der Wald zurück und gab den Blick auf das Gut Fenwick frei. Ein kurzer Galopp hügelan, und die drei Reiter zügelten ihre Pferde vor dem Gutshaus. William Marshal war als Erster aus dem Sattel und half seiner Königin vom Pferd. Das ließ er sich von niemandem auf der Welt nehmen.

Robins Schwiegervater und Marian eilten herbei und begrüßten ihre Gäste mit einer tiefen Verbeugung.

»Sir Richard, ich freue mich sehr, Euch bei guter Gesundheit wiederzusehen«, dankte Eleonore mit strahlendem Lächeln. »Und Ihr, mein Kind, seid sicherlich seine reizende Tochter, von der ich schon so viel gehört habe?«

»Sehr wohl, Madam«, gab Marian höflich zurück, obwohl sie das kaum glaubte. »Wenn Ihr mich bitte kurz entschuldigen würdet, ich müsste kurz mit meinem Mann sprechen.«

»Aber natürlich. Sir Richard, seid Ihr so nett und bringt mich zu meinem Sohn? Übrigens, das ist William Marshal«, stellte sie ihren Begleiter vor. »Ich glaube, Ihr kennt Euch noch nicht.«

Die beiden Männer nickten sich zu, und jeder sah in den Augen des anderen das, was er hoffte, dass man auch in seinen Augen sah.

Sir Richard verbeugte sich nochmals, öffnete die Tür und bat Eleonore und Marshal einzutreten. »Wenn Ihr gestattet, Madam, gehe ich voraus«, sagte er und schritt durch die große Halle zu der Treppe, die in die oberen Gemächer führte.

Robin hatte die Pferde gehalten, bis sie ihm von einem herbeieilenden Knecht abgenommen worden waren, und wollte sich jetzt

der kleinen Gruppe anschließen. Aber Marian erwischte ihn am Ärmel und hielt ihn fest.

»Sag mal, bist du denn von allen guten Geistern verlassen?«, herrschte sie ihn an. »Meinen Vater hat fast der Schlag getroffen! Zuerst schleppst du den König hier an – und erzähl mir bloß nicht, dass du an seiner Verletzung nicht schuld bist! – und dann noch seine Mutter. Darauf sind wir doch nie im Leben vorbereitet! Wer kommt als Nächstes, der deutsche Kaiser oder der Papst?«

»Also jetzt halt mal die Luft an, Marian! Erstens habe ich erst von Alan und Will erfahren, mit wem wir es zu tun haben, und zweitens, was hätte ich denn tun sollen? Ihn im Wald verbluten lassen?«

»Aber so geht das doch nicht, Ro...«, wollte Marian weiter fortfahren. Doch ihr Mann wusste seit Langem, wie er in solchen Situationen am besten reagierte. Er nahm seine Frau einfach in die Arme und verschloss ihr die Lippen mit einem Kuss. Als sie schließlich nach einiger Zeit wieder voneinander abließen, war Marian besänftigt, und Robin berichtete von seiner Unterhaltung mit Eleonore.

»Die Königin macht einen ganz vernünftigen Eindruck«, erzählte er. »Sie öffnet überall im Land die Kerker und spricht Begnadigungen aus oder lässt die Urteile überprüfen. Sie sagt, sie weiß aus eigener, leidvoller Erfahrung, wie sich Unfreiheit anfühlt. Und Richard setzt so gut wie jeden Sheriff ab, der sich etwas zuschulden hat kommen lassen. Auf de Lacy scheint er auch nicht gut zu sprechen zu sein. Vielleicht haben wir ja Glück, und alles wendet sich zum Guten. Wenn nicht, können wir nur nach Schottland oder besser gleich Wales verschwinden, denn vor dem Heer des Königs schützt uns nicht einmal der Sherwood. Wie geht es ihm übrigens?«

»Gar nicht so schlecht«, meinte Marian. »Er hat mit Vater noch ein paar Bier getrunken und sich dann hingelegt.«

Robin grinste. »Wusste ich's doch! Das wird bestimmt noch ein lustiger Abend!«

Marian hatte da so ihre Zweifel. Dass Männer immer alles so auf die leichte Schulter nahmen! Sie jedenfalls machte sich große Sorgen um die Zukunft. Schottland oder Wales, ihr Mann musste verrückt

geworden sein! Sie konnte ja nicht ahnen, dass sein Weg ihn noch viel weiter von ihr fortführen würde.

Hand in Hand betraten sie die große Halle. Robin setzte sich zu seinem Schwiegervater, erstattete ihm Bericht, und Marian eilte in die Küche, um alles zur Bewirtung der hohen Gäste herzurichten. Wenn es etwas zu tun gab, behielt sie immer die Übersicht, und nicht nur dafür liebte sie ihr Mann über alles.

* * *

Eleonore hatte ihren Sohn schlafend vorgefunden. Sein Atem roch nach Bier, was sie leicht die Stirn runzeln ließ. Vorsichtig rüttelte sie ihn am Arm und sah zu, wie er langsam erwachte.

»Kannst du nicht endlich erwachsen werden, Richard?«, fragte sie leicht vorwurfsvoll.

»Genau auf die Worte zur Begrüßung hätte ich gewettet«, gab der zukünftige König zurück und richtete sich ächzend auf. »Aber du hast wie immer recht, eigentlich bin ich für solche Spielchen zu alt.«

»Was ist eigentlich genau passiert? Ich wollte nicht so unhöflich sein und den jungen Mann, der uns hergebracht hat, mit meinen Fragen in Verlegenheit bringen.«

Richard berichtete wahrheitsgemäß und ohne etwas zu verschweigen. Er und seine Mutter hatten immer das beste Verhältnis zueinander gehabt. Ihre Ratschläge, basierend auf einer kaum zu überbietenden Lebenserfahrung, schätzte er über alles. Als er zur Schilderung des Kampfes kam, lachte Eleonore laut auf.

»Er hat dir mit dem Schwert den Hintern versohlt? Das hätte ich gern gesehen! Der Mann ist ja ein Geschenk Gottes! Er hat nur das nachgeholt, was ich wohl zu oft versäumt habe.«

»Ja, lach du nur! Ich müsste ihn dafür eigentlich sofort hängen lassen. Aber andererseits war ich auch selber schuld, und die Lektion, die er mir erteilt hat, habe ich verdient. Ich denke schon die ganze Zeit darüber nach, wie ich mir diesen Robin Hood mit seinen Männern nützlich machen kann. Auf der anderen Seite sind es

eigentlich nur Bauern, an die man gar keine Gedanken verschwenden sollte.«

»Nun mal nicht so überheblich, Richard! Du weißt ganz genau, dass dein Vater Freisassen, wenn sie eine größere Fläche Land urbar gemacht haben, zu Freiherren ernannt hat. Und das war eine seiner besseren Ideen! Hugh Fitzooth wäre heute sicherlich Sir Hugh, wenn dieser wahnwitzige de Lacy ihn nicht hätte umbringen lassen. Sein Sohn Robert wahrscheinlich Ritter in deinem Gefolge und Loxley ein einträgliches Kronlehen. Daran kannst du sehen, was passiert, wenn man die Sheriffs schalten und walten lässt und niemand da ist, der sie kontrolliert. Deshalb rate ich dir ja auch so dringend von diesem verfluchten Kreuzzug ab! Das Land geht vor die Hunde, wenn der König abwesend ist!«

»Beruhige dich bitte, Mutter! Deshalb wirst du ja an meiner statt regieren. Du weißt, dass es nicht anders geht. Vater hat sich breit-schlagen lassen, das Kreuz zu nehmen, und nun bleibt mir als seinem Nachfolger nichts weiter übrig, als auch diesen Teil der Erbschaft anzutreten. Ich würde mich ja vor der ganzen Welt lächerlich machen, brähe ich seinen Schwur.«

»Als ob du es nicht selbst willst!«, höhnte Eleonore. »Ruhm, Ehre und Beute, das sind deine Beweggründe und nichts anderes. Ich kenne dich doch! Du wirst schon sehen, was du davon hast. Ich war dort unten in Palästina, ich weiß, wovon ich spreche!«

Bei diesem Thema gerieten Mutter und Sohn immer aufs Neue in Streit. Eleonore hatte ihren ersten Mann, König Ludwig von Frankreich, auf dem zweiten Kreuzzug bis ins Heilige Land begleitet, der in einem Fiasko endete. Es war nur zu verständlich, dass sie ihrem Sohn ein ähnliches Desaster ersparen wollte, doch darüber war mit Richard nicht zu reden. Er fühlte sich dazu berufen, Jerusalem, das vor zwei Jahren den Angriffen Saladins erlegen war, zurückzuerobern. Sollte ihm das gelingen – und davon war er überzeugt –, dann würde er zum größten König der Christenheit aufsteigen und sein Ruhm alle anderen überstrahlen. Und beide wussten, dass das der wirkliche Grund war.

»Du solltest wirklich versuchen, diesen Robin Hood für dich zu gewinnen«, riet Eleonore. »Er hat im Volk einen legendären Ruf, der auch dir nützlich sein kann. Vielleicht könnte er ja für dich das werden, was William Marshal einst für deinen Bruder Heinrich war.«

»Marshal war mehr als zehn Jahre älter als Heinrich und sein Waffenlehrer. Glaubst du, dass ich so etwas noch brauche?«

»Manchmal bist du wirklich schwer von Begriff, Richard. Dann will ich es dir anders erklären«, führte Eleonore aus. »Wenn die römischen Feldherren mit der höchsten Ehre, einem Triumphzug, ausgezeichnet wurden, durch Jubel und Applaus der Massen fuhren und sich wie ein Gott fühlten, stand immer auf dem Wagen ein Sklave hinter ihnen, der ihnen ständig ins Ohr flüsterte: ›Bedenke, dass du sterblich bist!‹ Warum das so war, darüber solltest du einmal nachdenken.«

Die Königin sah ihrem Sohn fest in die Augen.

»Du brauchst unbedingt Männer an deiner Seite, die dir nicht nach dem Mund reden und nur auf dein Wohlwollen aus sind. Marshal hat Heinrich oft genug die Meinung gesagt, aber der hat sie nicht hören wollen. Sei du anders, Richard«, mahnte seine Mutter eindringlich, »und hole dir wahrhaftige Berater an deine Seite, die den Mut haben, dir auch einmal Dinge zu sagen, die du nicht hören willst. Und ich müsste mich schon sehr täuschen, wenn dieser Robin Hood nicht so ein Mann ist.«

»Ein Bauer!«, schnaubte Richard verächtlich und nicht sehr überzeugt.

»Was zum Teufel hast du nur gegen Bauern?«, fuhr seine Mutter ihn an. »Achtest du sie nicht, weil sie dir zu selten die Stirn bieten? Vielleicht sind sie einfach zu sehr damit beschäftigt, die Wolle für deine Tunika herzustellen, die Gerste für dein Bier anzubauen und den Schinken zu räuchern, den du auf deinem Teller haben willst! In Aquitanien haben wir unsere Bauern und Handwerker immer hoch geschätzt! Sie sind der wahre Reichtum des Landes. Warum trinkst du den Wein aus meiner Heimat Bordeaux am liebsten? Die Winzer geben ihre Erfahrungen von Generation zu Generation weiter.

Lösche eine davon aus, und alles ist verloren. Schütze deine Bauern, Richard, und du wirst ein reicher und geliebter König sein. Missachte sie und plünder sie aus, und dein Volk wird hungern und dich verfluchen!«

»Das war ja eine richtige Standpauke«, knurrte der König. »Warum opfert man dann sogar im Schach immer zuerst die Bauern?«

»Das tun nur dumme Spieler. Ich habe schon oft mit Bauer und Dame den König matt gesetzt«, gab Eleonore lächelnd zurück.

Bis er sich das nicht mehr hat gefallen lassen und dich eingesperrt hat, dachte Richard, sprach es aber nicht aus. »Komm, lass uns aufhören zu streiten und nach unten gehen! Ich hätte jetzt nichts gegen die Segnungen des Bauernstandes.«

William Marshal, der vor der Tür Wache gehalten hatte, schloss sich ihnen an, und gemeinsam betraten sie die große Halle, die für ein festliches Nacht Mahl hergerichtet worden war.

Sir Richard Leaford, Marian und Robin empfingen die Gäste. Sonst aßen sie am Abend mit dem Gesinde zusammen, aber außer den Bediensteten, die aufwarten sollten, hatten sich heute alle anderen in die Küche zurückgezogen. Dieser hohe Besuch war ihnen gar nicht geheuer. Aber der zukünftige König gab sich äußerst leutselig, und Eleonore mit ihrer natürlichen, charmanten Art, hinter der eine stahlharte Persönlichkeit steckte, lockerte die anfänglich etwas gespannte Situation mit Leichtigkeit auf.

Sie sprach von alten Zeiten, als Richard Leaford noch oft an ihrem Hof in Poitiers gewilt hatte, und Marian hörte Dinge über ihren Vater, von denen sie bisher noch nichts wusste. Ihre Mutter war wie Robins auch zeitig gestorben, und umso mehr hatte sie sich an ihren Vater gehalten. Auch wenn sie natürlich zur Feier des Tages ein Kleid trug, so fühlte sie sich doch sehr zum Leidwesen ihres Vaters und teilweise ihres Mannes in Beinlingen wesentlich wohler. Ihr Herz hing an der weithin berühmten Pferde zucht von Fenwick. Vielen Fohlen hatte sie schon auf die Welt geholfen, um sie später mit zarter, aber energischer Hand und kräftigem Knieschluss anzureiten

und zu begehrten Reitpferden auszubilden. Nach außen hin erledigten das zwar Robin oder die Reitknechte, aber es war ein offenes Geheimnis, dass die besten Pferde aus ihren Händen kamen.

Eleonore war ebenfalls eine begnadete Reiterin, und so hatten die beiden Frauen ein schier unerschöpfliches Thema zu besprechen.

Als alle mehr als gesättigt waren und dem Wein zusprachen, der selbstverständlich aus Aquitanien kam, was die Gäste mit Genugtuung zur Kenntnis nahmen – am Hof des alten Königs hatte es meist ein grauenvolles Gesöff aus dem Anjou gegeben –, begann der König ein Thema anzusprechen, auf das die Gastgeber schon gewartet, es aber auch befürchtet hatten.

»Nun, Lady Marian und meine Herren, wir sind Euch zu großem Dank für Eure Gastfreundschaft verpflichtet. Trotz allem müssen wir wohl einige Dinge besprechen, die so auf gar keinen Fall bleiben können.«

In der Halle war es so still geworden, dass man glaubte, die Binsen auf dem Boden rascheln zu hören.

»Es ist natürlich völlig ausgeschlossen, dass die Verhältnisse hier so bleiben, wie ich sie vorgefunden habe. Eine Armee von Geächteten, von Wegelagerern in meinen Wäldern kann und werde ich nicht dulden. Mag sein, dass Ralf de Lacy nicht der Sheriff ist, der er sein sollte, und viel Unrecht geschehen ist. Doch er ist in der Grafschaft und den Forsten der Vertreter der Krone und nur dieser zur Rechenschaft verpflichtet. Mein Kanzler Wilhelm Longchamp wird de Lacy schon auf Herz und Nieren prüfen, wie er seine Amtsgeschäfte geführt hat. Und gnade ihm Gott, Longchamp wird fündig! Doch auch Eure Überfälle und Räubereien, Robert von Loxley, und die Eurer Männer können nicht ungesühnt bleiben. Dafür kann es eigentlich nur eine Strafe geben – den Strick!«

Marian und der alte Lord waren blass geworden. Robin dagegen wollte aufbegehren, als Richard die Hand hob, jeden Widerspruch damit abschnitt und fortfuhr.

»Andererseits sehe ich durchaus, was die Ursache für Euer Handeln war. Doch Euch alle einfach begnadigen und damit der Anar-

chie Tür und Tor öffnen, wenn ich wieder außer Landes bin, das kann ich auch nicht tun. Ich unterbreite Euch deshalb hier und heute ein Angebot. Doch bedenkt es gut, denn ich mache es nur einmal.«

Außer Eleonore, die ahnte, was kam, sahen alle wie gebannt auf den König und hingen an seinen Lippen.

»Die Kirche gewährt allen, die sich am Kreuzzug beteiligen, Losprechung von all ihren Sünden in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nun, ob das möglich ist, mag dahingestellt sein. Aber auch ich könnte mich dieser Vergebung anschließen, wenn Ihr und Eure Männer mir Treue schwören und ins Heilige Land folgen würden. Ich biete Euch, Robert von Loxley, das Amt des Hauptmannes der königlichen Bogenschützen an. Vorausgesetzt, Ihr überzeugt Eure Gefährten, von ihrem Tun abzulassen und sich mir und Euch anzuschließen. Dieses Angebot gilt für alle Geächteten oder keinen. Lehnt Ihr es ab, zwingt Ihr mich mit meinen Soldaten zurückzukehren und den Wald zu säubern. Mag sein, dass dann de Lacy neben Euch hängt, aber hängen werdet Ihr, dessen seid gewiss!«

»Nun, Sire, ich glaube kaum, dass meine Männer und ich ohne Gegenwehr unseren Kopf auf den Richtblock legen oder unter den Galgen treten werden«, entgegnete Robin Hood, und seine Stimme zitterte dabei kaum merklich. »Es könnten Euch dann vielleicht mehr Ritter für Euren Kreuzzug fehlen, als Ihr heute glaubt.«

Richard war derartigen Widerspruch in keiner Weise gewohnt und lief langsam rot an, doch Robin fuhr unbeirrt fort: »Ihr droht uns hier mit dem Strang und seid doch in unserer Hand.«

Jetzt wurden Eleonore und William Marshal blass und sich der Gefahr bewusst, in der sie schwebten.

»Ich hätte Euch auch vorhin im Wald verbluten lassen können. Eure Mutter hat ja schließlich noch einen Sohn, der, wie man hört, auch gern König wäre und mit dem wir vielleicht leichteres Spiel hätten.«

Richards Gesichtsfarbe war mittlerweile rot wie sein Haar. So hatte außer seinem Vater noch nie jemand mit ihm gesprochen. Im

ersten Moment wollte er losbrüllen, im zweiten überlegte er, sich mit Marshal den Weg frei zu kämpfen. Doch der zukünftige König war kein wilder Haudrauf, sondern, wenn es sein musste, durchaus auch ein realistischer Diplomat. Und so siegte zumindest im Augenblick die Vernunft, und er ließ Robin weitersprechen.

»Ich will Euren Vorschlag gar nicht rigoros zurückweisen. Das Leben im Wald ist nicht immer lustig. Aber ich könnte nur für mich sprechen, denn meine Gefährten sind freie Männer und entscheiden für sich selbst. Und wie ich sind sie Engländer. Was geht uns Jerusalem an? So fromm und tiefgläubig sind wohl nur die wenigsten von uns, dass sie die Heimat und ihre Familien aufgeben, um womöglich in Palästina begraben zu werden.«

Der König hatte für einen kurzen Moment befürchtet, tatsächlich in der Falle zu sitzen. Doch jetzt bekam er wieder Boden unter die Füße. Diese Argumente kannte er. Auch seine Ritter musste er immer wieder von der Kreuzzugs Idee überzeugen, denn es war keinesfalls so, dass sie alle voller Begeisterung zu seiner Fahne strömten. Da konnten Kirche und Papst noch so viel versprechen. Das war das Jenseits, aber man lebte schließlich im Diesseits. Und es brauchte mehr als Ablass und Vergebung, um Kämpfer für das Kreuz zu rekrutieren.

»Robin!«, warb er und beugte sich halb über den Tisch zu seinem Gegenüber. »Was habt Ihr denn hier für eine Zukunft, geächtet und gejagt? Ich biete Euch Begnadigung und damit wirkliche Freiheit an. Dazu ein Abenteuer, wie es niemals ein zweites geben wird. Fremde Länder, Frankreich, Italien, die Zauber des Orients, reizt Euch das denn gar nicht? Wollt Ihr nicht einmal heraus aus der Enge von Nottinghamshire, die Welt sehen? Nennen wir die Sache doch einmal beim Namen. Ihr seid hier nur kleine Räuber, Wegelagerer. Warum beteiligen sich denn viele meiner Barone am Kreuzzug und ganz nebenbei auch der deutsche Kaiser und der König von Frankreich? Mit Sicherheit nicht nur wegen ihres Seelenheils. Dort unten im Morgenland werden ganze Königreiche erobert, da warten Schätze und Reichtümer, von denen wir hier noch nicht einmal träumen!«

»Aber auch Krankheiten, Seuchen und Tod!«, konnte sich Eleonore nicht verkneifen einzuwerfen.

Richard lachte nur.

»Da spricht die Richtige! Robin, zwei, die dort waren, sitzen heil und gesund hier am Tisch! Meine Mutter vor mehr als vierzig Jahren mit ihrem ersten Mann und William Marshal, der im Heiligen Land zwei Jahre gekämpft hat. Ich will ja nicht sagen, dass es ohne Mühsal und Pein abgehen wird, aber in täglicher Gefahr lebt Ihr hier auch, und der Lohn, den ich Euch biete, ist sicher nicht zu verachten. Jeder, der zurückkommt, wird ein angesehener Mann sein, dem niemand mehr etwas zuleide tun kann. Kreuzfahrer leben bis zu ihrem Ende unter dem besonderen Schutz von Krone und Kirche.«

Wie wenig das allerdings zu bedeuten hatte, sollte Richard selbst noch leidvoll erfahren.

Robin war nachdenklich geworden. Vielleicht war das gar nicht so schlecht, was der König hier anbot. Wenn er seine Männer überzeugen konnte, für ein bis zwei Jahre die Heimat zu verlassen, würden sie danach in Freiheit leben können. Den einen oder anderen würde auch die Aussicht auf Beute reizen, da machte er sich gar nichts vor.

»Ihr sprecht wie Agamemnon, der die Griechen vom Kampf gegen Troja überzeugen will«, knurrte Robin. »Nur, dass Troja jetzt Jerusalem heißt.«

Eleonore, die in Gedanken versunken gewesen war, zuckte zusammen und blickte den Sprecher erstaunt an.

»Ihr kennt Homers Ilias?«, erkundigte sie sich verblüfft.

»Meine Großmutter hat mir als Kind die Geschichten von Achilles, Odysseus und Hector erzählt, wenn ich nicht einschlafen konnte«, antwortete Robin wie selbstverständlich.

Eleonore schüttelte erstaunt den Kopf. Sie war äußerst gebildet und belesen – auf ihrem Sarkophag ließ sie sich später mit einem Buch in der Hand abbilden –, doch die meisten Menschen in ihrer Umgebung konnten weder lesen noch schreiben. Und hier, in der finstersten Provinz Englands, fand sie plötzlich einen Mann, der die

griechischen Klassiker kannte und den Trojanischen Krieg mit dem Kreuzzug verglich. Womit er nicht ganz unrecht hatte, wie sie zugeben musste. Das Leben hielt doch immer wieder Überraschungen bereit, stellte sie amüsiert fest.

Robin wandte sich erneut an den zukünftigen König und fuhr fort:

»Es sind auch Alte, Kranke und Väter unter uns, deren Familien verhungern würden, wenn ihre Ernährer weggingen«, versuchte er zu erklären.

»Nun sagt mir schon, wie viele Männer leben da bei Euch im Wald?«, hakte Richard nach.

»Das ändert sich ständig. Mal stoßen welche neu dazu, andere ziehen weiter. Gestern waren es noch einhundertsevenunddrei-
ßig«, gab ihr Anführer widerwillig Antwort.

»Bringt mir die hundert besten Bogenschützen von ihnen, und mein Wort gilt auch für die übrigen«, bot der König an.

»Und wie soll ich das bitte meiner Frau erklären, Sire?« Robin sah Marian resignierend an und grinste verlegen.

»Da kann ich Euch vielleicht helfen!« Richard war wieder der wohlwollende Herrscher. Er sah seinen Plan schon gelingen und glaubte, auch diese Hürde nehmen zu können. Marian war erkennbar keine Frau, die züchtig das Haupt senkte und in jedem und allem ihrem Mann zustimmte. Sie würde Robin später im Schlafgemach sicherlich die Hölle heißmachen, wenn er sich jetzt breitschlagen ließ. Doch der König wollte ihr ein Angebot unterbreiten, das sie sicherlich nicht kaltlassen würde.

»Mylady, ich habe von Eurem Vater gehört, dass Ihr mit Eurem Mann zwar vor Gott, aber nicht vor dem Gesetz verheiratet seid und diesen Zustand gern behoben hättet. Ist das so richtig?«

»Schon«, gab Marian zurück und blickte Richard dabei fest in die Augen. »Aber nicht um jeden Preis.«

»Lady Marian«, bat Richard mit honigsüßer Stimme und zeigte damit, dass er viel von seiner Mutter gelernt hatte, »gebt mir den Mann von Eurer Seite für ein bis zwei Jahre an die meine, und ich

sorge dafür, dass Eure Ehe öffentlich anerkannt wird. Im Rahmen meiner Krönung werden, wie es der Brauch ist, mehrere Hochzeiten gefeiert. Mein Bruder John heiratet als Vertreter des Hochadels Hawise von Gloucester, William Marshal hier für den Dienstadel endlich seine Isabel de Clare –, und Euch, Lady Marian und Robert von Loxley, biete ich an, zu diesem Anlass Eure Hochzeit auszurichten. Mylady, wäre eine Eheschließung in Westminster Abbey in Anwesenheit des Königs für Euch offiziell genug? «

Marian war nicht leicht zu beeindrucken, doch jetzt spürte sie, wie ihre Knie weich wurden. Es hatte sie schon oft gewurmt, sich nie mit ihrem Mann öffentlich zeigen zu können, immer Versteck spielen zu müssen und sich dem Spott ihrer Altersgenossinnen ausgesetzt zu sehen. Ihr hätte die kleinste Kirche mit dem ärmlichsten Priester gereicht, aber die Krönungskirche in London?

»Sire, ich weiß nicht, was ich sagen soll«, stammelte sie im ersten Moment völlig überwältigt.

Eleonore sah ihren Sohn überrascht an. So viel Raffinesse hätte sie ihm gar nicht zugetraut. Wenn er damit nicht das Herz von Marian gewann, dann war sie keine Frau.

»Am besten erst einmal gar nichts, mein Kind«, schaltete sie sich ein. »Denn das überlegt Euch gut. Ich war zweimal verheiratet, und es ist mir nicht immer gut bekommen. Das erste Mal mit einem König, der sich wie ein Mönch benahm. Es hat mich viel Anstrengung gekostet, ihn wieder loszuwerden. Das zweite Mal mit dem Mann meiner Liebe, dem ich acht Kinder geboren habe und der mich dafür bald sechzehn Jahre eingesperrt hat.«

Nun, vielleicht nicht dafür, dachte Richard. Er hatte sicher andere Gründe. Laut aber sagte er:

»Es ist spät geworden. Ich schlage vor, Ihr überschlaft mein Angebot. Doch morgen früh erwarte ich eine Antwort. Jetzt aber würde ich mich gern zurückziehen, wenn Ihr gestattet.«

Auch Eleonore erhob sich und zwinkerte Marian zu.

»Solltet Ihr Euch allerdings trotz meiner Warnung entschließen, diesen jungen Mann zu Eurem angetrauten Gatten zu nehmen, dann

spendiere ich das Hochzeitskleid.« Sie winkte hoheitsvoll in die Runde und folgte ihrem Sohn.

Der alte Lord geleitete den König und seine Mutter zu ihren Gemächern und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung. Er hatte zwei Knappen und zwei Mägde herbeigerufen, um den hohen Gästen beim Auskleiden zur Hand zu gehen. Er selbst wollte auch nur noch aus seiner völlig verschwitzten Tunika heraus – und das lag nicht an der warmen Nacht.

Eleonore und ihr Sohn hatten die Räume von Sir Richard und Marian erhalten, William Marshal bekam eins der zwei Gästezimmer, und der Hausherr zog sich in das zweite zurück.

Robin und Marian schnappten sich ein paar Decken und suchten sich eine leere Box im Stall, wo sie sich im weichen Stroh ein angenehmes Lager bereiteten. Nur das zufriedene Schnauben der Pferde störte von Zeit zu Zeit die Stille, aber die beiden Liebenden registrierten es gar nicht.

»Heute Morgen war unsere Welt noch in Ordnung. Jetzt, am Abend, liegt sie in Scherben«, meinte Marian nachdenklich.

»Vielleicht ist es aber auch die größte Chance, die wir je hatten«, seufzte Robin. »Ewig konnte es so nicht weitergehen. Gegen die Truppen des Königs können wir auf die Dauer keinen Erfolg haben. Vor allem, wenn Richard sie führt. Wir wären immer auf der Flucht, und ob sie deinen Vater verschonen würden, da hätte ich auch so meine Zweifel. Ein, zwei Jahre Trennung, Marian, ich glaube, das würden wir überstehen. Und dann ein Neuanfang als freie Menschen in der Gunst Richards! Ob es das nicht wert ist?«

»Du siehst dich ja nur schon durch die weite Welt reisen und Abenteuer wie die Helden in deinen Geschichten vollbringen«, fuhr seine Frau ihn an. »Dass ich hier ohne Nachricht von dir vor Sorge vergehen würde, schert dich wohl gar nicht?«

»Marian, als ich heute von dir wegging, hätte ich eine halbe Stunde später tot sein können. Wenn wir anfangen, darüber nachzudenken, können wir gleich ins Kloster gehen. Und auch dort sterben Menschen.«

»Du und ein Mönch«, lachte Marian. »Dann dürfte sich bei dir dort unten aber nicht so oft etwas regen. Komm, Robin, liebe mich, ich brauche dich jetzt!«, sagte sie und rollte sich in seine Arme.

»So benimmt sich aber auch keine Nonne«, meinte Robin nur und biss seine Frau zärtlich in die Halsbeuge, was ihr ein wohliges Stöhnen entlockte.

Als sie später, erschöpft, aber glücklich, nebeneinander lagen, fragte Marian schläfrig: »Meinst du, dass dir deine Männer folgen werden?«

»Das wird in erster Linie darauf ankommen, was John dazu für eine Meinung hat«, gab Robin zur Antwort. »Sie vertrauen ihm immer noch sehr, denn er ist mehr einer von ihnen als ich.«

Dann richtete er sich halb auf und sah Marian an.

»Hast du dich denn schon damit abgefunden, dass ich weggehen muss?«

»Ich glaube kaum, dass wir daran noch etwas werden ändern können.« Marian stand mit beiden Beinen im Leben und war immer die Realistischere in ihrer Beziehung gewesen. Sie sah ihren Mann von unten her an und meinte mit fester Stimme:

»Aber gnade dir Gott, Robert von Loxley, sollte mir zu Ohren kommen, dass du dich mit anderen Frauen herumgetrieben hast. Und du weißt, ich erfahre alles! Dann schneide ich dir deine Eier ab und werfe sie den Hunden zum Fraß vor!«

»Das verwöhnte Viehzeug würde sie gar nicht anrühren«, lachte Robin. »Da müsstest du sie wie Pferde- oder Eberhoden ewig kochen. Und das stinkt bestialisch!«

Marian nahm ihren Mann zärtlich in die Arme. »Komm zu mir zurück, Robin! Ich liebe dich mehr als mein Leben und werde jeden Tag, jede Stunde mit meinen Gedanken bei dir sein.«

Robin küsste seine Frau sanft. »Noch ist es ja nicht so weit, und was alles passieren kann, haben wir heute erlebt. Nun schlaf! Ich glaube kaum, dass die nächsten Tage weniger aufregend werden.«

Marian schmiegte sich ganz fest an ihren Mann und schloss die Augen. Wenn sie auch das Unabwendbare nicht würde verhindern

können, die Zeit bis zum Abschied wollte sie mit allen Fasern ihres Herzens und allen Sinnen genießen.

* * *

Auf einem Gutshof beginnt der Arbeitstag mit dem ersten hellen Schimmer am Himmel. Als Marian vor den Stall trat – Robin hatte sich noch mal genüsslich auf die andere Seite gedreht –, stand Richard Plantagenet schon am großen steinernen Trog und wusch sich. Die junge Frau betrachtete den zukünftigen König ohne Scheu.

Richard war sehr groß und stämmig. Seine Muskeln wirkten dabei aber geschmeidig und traten wie starke Taue unter der Haut hervor. Das rötliche Haar fiel ihm lockig bis auf die Schultern, und ein sorgfältig gestutzter Bart umrahmte das nicht unsympathische Gesicht.

Der König, das Leben in den Feldlagern gewohnt und wenig zimperlich, drehte sich herum und lächelte.

»Gefällt Euch, was Ihr seht, Mylady?«, fragte er und wischte sich das Wasser aus den Augen.

»Ich würde mir gern Eure Wunde ansehen, Sire«, entgegnete Marian, ohne verlegen zu werden, die kleine Anzüglichkeit einfach ignorierend.

Richard seufzte.

»Ich habe es geahnt.«

Wie die meisten Männer fürchtete er nicht die Verwundung, allerdings die Behandlung danach. Folgsam nahm er aber wie gestern auf der Bank Platz und hob vorsichtig den rechten Arm. Marian wickelte die Bandagen ab und begutachtete die Heilung.

»Könntet Ihr Euch vielleicht dazu entschließen, den Arm ein paar Tage in einer Schlinge zu tragen, Sire?«, fragte sie ohne viel Hoffnung.

»Wie ich Eurem Tonfall entnehme, kennt Ihr die Antwort, Mylady. Gerade jetzt darf ich auch nicht das geringste Zeichen von Schwäche zeigen. Denn ein verwundeter König ist ein angreifbarer König.«

»So ungefähr habe ich mir das schon gedacht«, meinte Marian.
»Die Wunde ist trocken und nässt nicht. Ich trage eine Salbe auf, die sie geschmeidig hält, damit sie nicht wieder aufplatzt. Das müsste aber zweimal täglich gemacht werden.«

»Dann kommt doch einfach mit mir nach Nottingham und pflegt mich dort.«

»Bring die junge Frau nicht in Verlegenheit, Richard!«, hörte Marian hinter sich Eleonore sagen, die auch schon auf den Beinen war. »Ich mache das. Auf dem Kreuzzug habe ich mehr Männer behandelt, als du dir vorstellen kannst.«

Marian fiel ein Stein vom Herzen. Einerseits hätte sie dem König den Wunsch kaum abschlagen können, doch auf keinen Fall wollte sie sich jetzt von Robin trennen. Sie zeigte Eleonore, wie sie den Verband anlegen musste, und gab ihr eine Tonschale mit der Heilsalbe.

»Achtet aber bitte darauf, dass er die nächsten Tage jede heftige Bewegung mit dem rechten Arm vermeidet und sich schont«, riet sie ihrem Patienten, aber richtete die Worte an dessen Mutter.

»Ich werde tun, was ich kann. Doch viel Hoffnung habe ich bei seinem Ungestüm nicht«, gab die Königin lächelnd zurück.

»Dann bringt ihn halt zum Nähen wieder her, das habe ich ihm schon angedroht«, meinte Marian schmunzelnd.

»Ich verspreche, mich zu fügen!«, rief Richard, raffte seine Kleider zusammen und verschwand im Haus, ohne sich nochmals umzusehen. Lachend folgten ihm die beiden Frauen.

Der König war zu höflich, um während des Frühstücks das Gespräch auf den gestrigen Abend zu bringen, aber kaum waren Teller und Krüge abgeräumt, wandte er sich an Robin.

»Nun, Robert von Loxley, wie habt Ihr Euch entschieden?«

»Sire, wenn es nur nach mir ginge, würde ich Euch jetzt auf der Stelle den Treueid schwören. Aber meine Männer sind keine Leibeigenen. Ich muss sie fragen, ihnen Euer Angebot unterbreiten und kann Euch nur versichern, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um sie zu überzeugen.«

Die Anspannung wich aus Richards Gesicht, und ein Lächeln breitete sich aus.

»Ein guter Anführer zeichnet sich dadurch aus, dass seine Leute mit ihm auch durch die Hölle gehen würden. Seid Ihr so ein Mann, Robert von Loxley?«

»Ich hoffe es, Sire!« Robin war nicht gerade mit Selbstzweifeln behaftet. Zu jedem Überfall würden ihm seine Männer ohne zu Zögern folgen. Doch er machte sich auch nichts vor. Für Jahre weg aus der Heimat und auf einen Kreuzzug, da sah die Sache schon anders aus.

»Soll ich Euch begleiten und vor Euren Männern sprechen?«, hakte Richard nach.

Um Gottes willen!, dachte Robin. Das würde seine Gefährten nun wirklich überfordern, wenn plötzlich der König vor ihnen auftauchte! Außerdem musste dieser nicht unbedingt ihr Lager bei den Höhlen von Dunwold sehen. Gut geschützt durch Sümpfe und die Wege immer wieder neu getarnt, hatte es ihnen schon oft gute Zuflucht geboten.

»Ich glaube, es ist besser, wenn ich allein mit ihnen spreche, Sire«, meinte Robin. »Eure Anwesenheit würde meine Männer wohl zu sehr erschrecken.«

Richard lachte schallend auf. »Sehe ich wirklich so furchtbar aus? Vielleicht brauche ich dann gar keine Ritter und vertreibe die Sarazenen aus Palästina allein durch meinen Anblick.«

Nun wirkte Robin etwas verlegen. »So war das nicht gemeint, Sire.«

Doch der König winkte nur ab.

»Schon gut. Ich erwarte Euch in zwei Tagen in Nottingham.«

Und dann, an seinen älteren Gastgeber gewandt: »Sir Richard, würdet Ihr so freundlich sein und mir eins Eurer hervorragenden Pferde leihen? Ich müsste sonst zu Fuß zu meinen Begleitern zurückkehren oder William Marshal um seines bitten.«

Sir Richard hatte die Frage bereits kommen sehen und war vorbereitet.

»Es wartet bereits auf Euch, Sire«, konnte er entgegenen.

»Dann brechen wir jetzt auf und danken Euch für Eure Gastfreundschaft.« Der König deutete eine Verbeugung an.

»Die Ehre war ganz auf unserer Seite«, erwiderte der alte Lord. Er verneigte sich ebenfalls, allerdings wesentlich tiefer, und geleitete seine Gäste vor das Tor.

Draußen stand ein wunderschöner kastanienbrauner Hengst mit kräftiger Statur, dabei sehr edel im Gesamtbild, der aus seinen dunklen, klugen Augen auf die Menschengruppe blickte. Sein Zaumzeug und der Sattel waren nahezu schmucklos, aber von bester Handwerksarbeit.

Richard war natürlich Pferdekenner und schnalzte beim Anblick des Hengstes genießerisch mit der Zunge.

»Eure Pferdezucht ist nicht umsonst weithin berühmt, Sir Richard«, meinte er anerkennend. »Wirklich ein wundervolles Tier!«

»Wir würden uns freuen, wenn Ihr das Pferd als Gastgeschenk annehmen würdet, Sire«, meinte der Hausherr. »Es wäre uns eine große Ehre.«

»Das ist ja eine wahrhaft großzügige Geste«, erwiderte der König nicht abgeneigt. »Ich hoffe, mich bei Gelegenheit revanchieren zu können.«

Marian trat heran und strich dem Braunen zärtlich über die Nüstern.

»Er heißt Roncall, Sire. Behandelt ihn gut, und Ihr habt einen Freund fürs Leben.«

»Das werde ich Mylady, mein Wort darauf. Hat er seine Ausbildung von Euren zarten Händen erhalten?«

Marian nickte. »Und von meinem Mann. Er hängt sehr an Roncall.«

Richard schwang sich in den Sattel, nachdem Marshal seiner Mutter aufs Pferd geholfen hatte. Auch der alte Lord saß auf, um seinen Gästen das Geleit zur Straße nach Nottingham zu geben.

»In zwei Tagen gebe ich ein Fest auf Nottingham Castle, Lady Marian. Ich würde mich freuen, wenn Euer Vater und Ihr dann meine Gäste sein würdet«, meinte der König zum Abschied.

»Und Euch, Robert von Loxley, erwarte ich dort auch. Ansonsten komme ich Euch mit meinen Rittern holen.«

»Geht das vielleicht auch einmal ohne Drohung?«, knurrte Robin wenig respektvoll zurück.

Eleonore lachte laut auf. »Richard, wenn du diesen Mann an deine Seite holst, gewöhne dich schon einmal daran, nicht immer das letzte Wort zu haben!« Sie winkte grüßend in die Runde und preschte auf ihrem Fuchs vom Hof, sodass den Männern nichts anderes übrig blieb, als ihr schnellstmöglich zu folgen.

* * *

»Musste das sein?«, fragte Marian leicht vorwurfsvoll ihren Mann, als der Hufschlag verklungen war.

»Ich lass mir doch nicht das Wort verbieten! Falls er glaubt, dass er in mir einen ständigen Jasager bekommt, dann wird er noch eine böse Überraschung erleben.«

Und dann nachdenklich: »Wenn ich nur wüsste, wie ich das den Männer klarmachen soll. Und vor allem denen mit Familie!«

»Ich hab's doch auch eingesehen, Robin.« Marian küsste ihren Mann zärtlich. »Du schaffst das schon.«

Ja, dachte Robin. Dich hat er aber auch mit einer Hochzeit in Westminster Abbey geködert. Laut sagte er: »Ich muss los. Bis zu den Dunwold-Höhlen ist es ein ganz schöner Marsch.«

»Nimmst du kein Pferd?«

»Damit ich eine Spur lege, der man noch in Tagen folgen kann? Aber wirklich nicht!«

Robin war sich keinesfalls sicher, wie seine Männer reagieren würden. Wenn sie sich gegen das Angebot des Königs entschieden, würden sie wohl nach Schottland fliehen müssen. Er hoffte aber inbrünstig, dass es nicht so weit kommen würde. Dann schon lieber das Heilige Land als die Low- and Highlands, von deren Bewohnern, den Nachfahren der Pikten, man nur Schreckliches hörte.

Robin hatte einen mehrstündigen Marsch vor sich und dabei genug Zeit, über die Worte Richards nachzudenken. Es wäre Selbstbetrug gewesen, sich nicht einzugestehen, dass ihn die Aussicht, fremde Länder zu sehen, nicht gereizt hätte. Schon das, was sein Schwiegervater an langen Winterabenden so über die Normandie, Frankreich und Flandern berichtete, war für ihn beeindruckend und weckte seine Sehnsucht. Ganz zu schweigen von dem, was seine Großmutter über die Abenteuer ihres Mannes in Deutschland und Italien erzählt hatte. Doch er machte sich nichts vor. Ein Kriegszug war kein Honigschlecken. Auch wenn er und seine Männer keinem Kampf aus dem Weg gingen, einen Unterschied machte es schon, in heimischen Gefilden oder in der Fremde zu kämpfen. Wenn er allerdings die Alternativen betrachtete, dann schien es ihm doch am sinnvollsten, dem König zu folgen.

Robin wusste natürlich, wo die Wachen des Lagers postiert waren. Hier grüßte er einen seiner Männer, der gut versteckt in der Krone einer mächtigen Buche saß; dort rief er Gilbert Whitehand, den nur Eingeweihte im dichten Farn erspähen konnten, einen Scherz zu.

Endlich erreichte er die Lichtung bei den Dunwold-Höhlen, die den Geächteten vor allem bei Regen und im Winter Schutz boten. Jetzt, während der warmen Jahreszeit, bevorzugte man eher laubgedeckte Hütten als Unterkünfte.

Der lange Marsch hatte Robin hungrig gemacht. Wie nicht anders zu erwarten, war Bruder Tuck mit der Zubereitung einer Mahlzeit beschäftigt. Robin grüßte den Mönch, der seit mehreren Jahren bei ihnen lebte, freundlich und schnitt sich, ohne lange zu fragen, ein ordentliches Stück von der Hirschkeule ab, die über offenem Feuer briet. Die Proteste einfach überhörend, schaute er sich um und sah Little John ausgestreckt unter einer Ulme ruhen. Als er zu ihm trat, schlug dieser die Augen auf und meinte nur:

»Verstehst du das unter so schnell wie möglich kommen? Wenn du dir weiter so viel Zeit lässt, nehmen wir noch mal Nottingham ein, und du bist nicht dabei.«

»Schon möglich«, meinte Robin gelassen. »Aber mein Tag war auch nicht gerade langweilig. Ruf die Männer zusammen! Wir haben Wichtiges zu bereden.«

Little John erhob sich und blies mehrmals kraftvoll in sein Jagdhorn. Das war das Zeichen für eine Versammlung der Waldmänner, die jetzt aus allen Richtungen zusammenströmten. Auch ein paar Frauen lebten unter ihnen, und sogar Kinder hielten sich zeitweise im Lager auf. In der rauen Jahreszeit schickte man sie allerdings möglichst weit weg zu Verwandten, auch wenn es den Eltern schwerfiel, sich von ihnen zu trennen.

Als sich alle versammelt hatten, sprang Robin auf einen umgestürzten Baum, der schon oft als Podest für Ansprachen gedient hatte.

»Freunde!«, rief er in die Runde. »Ihr wisst, mit wem wir es gestern zu tun hatten. Der zukünftige König zieht durch die Lande, um sich ein Bild von den Zuständen in seinem Reich zu machen. Er hat schon mehrere Sheriffs ihrer Ämter enthoben! Auch für de Lacy scheint es gar nicht gut auszusehen.«

Die Männer brüllten erfreut los und klatschten lauthals Beifall.

»Allerdings gibt es auch eine schlechte Nachricht. Richard wird uns nicht ohne Gegenleistung begnadigen. Er hat gedroht, uns mit einer Armee aus den Wäldern zu jagen und an den Bäumen aufzuknüpfen.«

Jetzt herrschte betretenes Schweigen unter den Anwesenden. Jedem war klar, was das bedeutete.

Man nannte sie zwar die »Merry Men«, die lustigen Männer von Sherwood, aber wenn der König sie zu verfolgen begann, hörte der Spaß auf.

»Da gibt es doch bestimmt noch etwas, was du uns nicht gesagt hast, Robin«, rief Will Scarlett in die Runde. »Das kann doch nicht alles gewesen sein!«

»Richtig! Der König hat mir für uns alle ein Angebot gemacht. Er und die Kirche würden uns alle Sünden vergeben – wenn wir darum bitten und dafür beten.«

»Na, das kann ja wohl kein Problem sein«, warf Bruder Tuck mit seiner sonoren Stimme ein. »Ein bisschen Gottesfurcht und Demut täte euch allen gut!«

Nur Alan a Dale hatte mitbekommen, dass Robin bis jetzt den wichtigsten Teil der Absprache nicht genannt hatte. So einfach würde sich das alles wohl nicht darstellen. Und darum war er es auch, der die entscheidende Frage stellte:

»Wo sollen wir denn beten, Robin?«

»Am Heiligen Grab«, und dann nach einer kurzen Pause, »in Jerusalem.«

»Das kann doch nicht sein Ernst sein! Wir sollen nach Jerusalem pilgern? Ich war noch nicht einmal in London!« Much sprach aus, was die anderen dachten.

»Nicht als Büsser will er uns im Heiligen Land sehen«, seufzte Robin. »Sondern als Kämpfer. Wir sollen seine Bogenschützen auf dem Kreuzzug werden!«

Jetzt ging es plötzlich heiß her, und die Stimmung kochte fast über. Ein Tumult entstand, wie ihn Robin selten erlebt hatte. Jeder hatte eine Meinung und wollte sie lautstark kundtun. Eine der Frauen rief Robin giftig zu:

»Was sagt denn deine Marian dazu? Sie wird wohl nicht begeistert gewesen sein!«

»Im Gegenteil, Bess. Sie hat mir sogar zugeraten.« Er musste ihr das mit der Hochzeit ja nicht auf die Nase binden. Robin versuchte sich wieder Gehör zu verschaffen.

»Denkt doch einmal nach, Leute! Ein Jahr, höchstens zwei, und ihr kehrt als freie, angesehene Männer zurück. Niemand kann euch mehr etwas anhaben. Ihr steht danach unter dem Schutz des Königs und der Kirche. Wir werden begnadigt, erlangen Vergebung, und die Aussicht auf Beute ist auch nicht schlecht. Ich denke, das Angebot ist es zumindest wert, dass wir es erwägen.«

»Soll der König doch kommen und uns in Sherwood fangen!«, rief Jack Todd in die Runde. »Zum Hängen muss er uns erst einmal haben!«

»Du bist wirklich ein Schwachkopf, Jack!«, schimpfte Will Scarlett. »Richard kämpft seit fünfzehn Jahren gegen seinen Vater, seine Brüder, Philipp von Frankreich und jeden, den er noch so angehen kann. Der Krieg ist sein Leben! Glaubst du, der lässt sich von uns auf der Nase herumtanzen? Wir würden unser blaues Wunder erleben, wenn er mit seinen Rittern hier antritt! Und wenn er den ganzen Wald abholzen lässt, aufgeben tut der nicht.«

»Gibt es denn gar nichts, was wir sonst tun könnten?« Gilbert Whitehand klang ratlos und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit regelrecht verzagt.

»Nach Schottland fliehen«, meinte Robin achselzuckend. »Etwas anderes fällt mir auch nicht mehr ein. Und ihr wisst alle, das ist äußerst selten.«

Da gaben ihm seine Gefährten unumwunden recht, deshalb war er ja auch ihr Anführer.

Alan a Dale meldete sich nochmals zu Wort.

»Man kann das auch anders sehen. Aus allen Ländern strömen die Fürsten und ihre Gefolgsleute zusammen, um sich am Kreuzzug zu beteiligen. Saladin hat vor zwei Jahren Jerusalem erobert, und viele sehen es als ihre heilige Pflicht an, die Sarazenen wieder zu vertreiben. Der deutsche Kaiser Barbarossa ist schon im Mai mit seinem Heer aufgebrochen, und Philipp von Frankreich sammelt auch bereits seine Truppen. Dass Richard da nicht zu Hause bleiben kann und die besten Männer aus seinem Reich an seiner Seite sehen will, ist nur zu verständlich. Mein Freund Blondel de Nesle wird ihn begleiten, und auch ich selbst habe schon überlegt, mich den Kreuzrittern anzuschließen. Zu Richard kann man stehen, wie man will, aber er geht im Kampf immer voran, und um seine Männer kümmert er sich wie kein Zweiter. Ich glaube, wir könnten es schlechter treffen!«

»Was meinst du denn, John? Du hast noch gar nichts gesagt«, wandte sich Robin an seinen Freund und wusste, jetzt kam es darauf an.

Der bärtige Riese stand wie so oft auf seinen Kampfstock gestützt da und wiegte den Kopf hin und her, die Antwort sorgsam abwägend.

»Wenn ich es mir recht überlege«, sagte er dann in seiner bedächtigen Art, »wollte ich schon immer mal das Meer sehen.«

Robin fiel ein Felsengebirge vom Herzen.